



Da faßt das Mädchen den Bub bei den Händen und macht mit ihm einen Ringelreihen. (S. 8.)

Vergnügte Leutchen.

25 Kindergeschichten

von

Maria Baßer.

Mit Bildern von Ernst Kutzer.

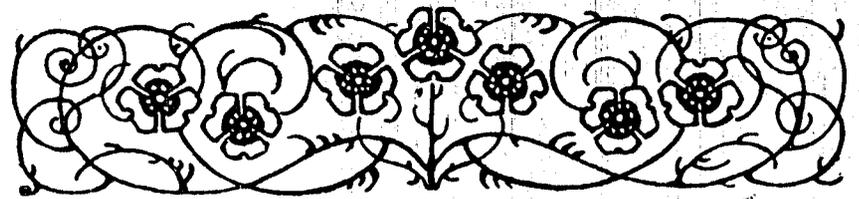


[1915]
Verlag E. Nister, Nürnberg.

[1915]



Alle Rechte vorbehalten.



Das Männlein im Walde.

Mutter, ich sperr' ein Scheible auf, ich glaub', es will anfangen lenzen!"
" ruft der Bauer von der Ofenbank. "Horch, unser Brünnele läuft wieder und schau, da kommt auch der Samenmann mit seinem grünen Säckle 's Tal herauf!"

"Ja, Vater, sperr' du nur ein Scheible auf!" antwortet die Bäuerin aus der Küche. Sie putzt die Hände an der Schürze ab, sie hat eben die letzten Rüben aus dem Wintervorrat beigewaschen, nun geht sie zur Kammerthür und ruft hinein:

"Kinder, Kinder, steht auf, der Vater sagt, es will anfangen lenzen."

"O, Mutter, horch einmal, o geh, laß uns dann den Sonntagsrock anlegen, gell ja, gell, wir dürfen," bettelt das kleine Maidle.

Die Mutter schüttelt den Kopf; o, das leichtsinnige Kind, denkt sie, das kann nie genug Sonn- und Feiertag haben im Leben, immer will's noch ein paar dazu machen, jetzt mücht es gleich wieder sein gutes, allerbestes Mäddle anziehen!

"Ja, Mutter, geh, laß uns doch!" ruft jetzt der Bub, "laß uns, 's ist doch so ne Freud' und ein Fest, wenn's will anfangen lenzen!"

"Na, meinewegen!" sagt die Mutter, "aber, aber," sie droht mit dem Finger, "wenn ihr ein Fleckle oder ein Riß in die schönen neuen Sonntagskleider bringt, dann werd' ich böös! Ihr wißt, wo der St. Niklaus die Besenrut hingesteckt hat!"

Die Kinder fürchten diese Drohung nicht; sie wissen es wohl, wo der St. Nikolaus die Besenrute hinsteckt, bleibt sie das ganze Jahr in guter Ruhe stecken, Vater und Mutter holen sie nie.

Nun schlupfen sie mit Lachen in die schönen Kleider, in die weißen Strümpfe. Da ist es dem Maidle schon gleich ganz anders und nicht wie alltag, wenn es den langen blauen Rock mit der roten Borte anziehen darf, das Sammetkleidchen und das seidene Tuch, himmelblau ist es, mit eingewirkten roten Rosen, und Franzen sind daran. Wie wird es dem Maidle, wenn es in diese Pracht schlupfen darf! Da wird ihm so froh zu Sinn, da möcht' es in einem fort Wieder singen, und da lacht es wie der sonnigste Feiertag.

Und der Bub schlupft gerade so gern in seine rote Weste und in den langen Rock mit den roten Aufschlägen, und wenn er dann noch den gesteiften Kragen umknüpft, dann reckt er den Hals und macht ein feierliches Gesicht, dann ist ihm, als dürfte ihm keiner mehr „Büble“ sagen, als müßte ihn jeder jetzt für einen Mann ansehen.

Nun gehen sie in den schönen Sonntagskleidern Hand in Hand zur niederen Türe hinaus.

„Se, Mutter, es regnet ja!“ ruft der Bub erschrocken.

„Nein, nein, es ist nur der Nebel, der runter kommt, bevor die Sonne hoch geht — wenn's der Vater doch gesagt hat, es fangt an lenze!“

Dann ist es schon so, der Vater weiß es. Und der Toni holt den blauen Regenschirm aus dem „Kaschte“, er ist so groß, daß die ganze Familie nur einen braucht, und spannt ihn auf, und jetzt gehen er und sein Schwesterchen im Sonntagsstaat den Berg hinauf und wollen schauen, ob der Frühling kommt.

Jetzt sperrt die Bäuerin drinnen in der Stube die Scheibe noch weiter auf und guckt den zwei nach. Sie muß lachen; der Toni, das ist einer, jetzt hat er Vaters Pfeife in den Mund gesteckt, dann kommt er sich groß vor, als sei er der Bauer. Da will das kleine Maidle auch gerne die Bäuerin spielen und nimmt den Rock hoch wie ein Großes. Die Bäuerin

sieht zum Himmel auf und meint: „Wenn sie nur jetzt auch hoch kommen wollt, die Sonn', und der liebe Benz aus dem Tal unser Bergle hinauf, schon den zwei Kindern zulieb, die im Sonntagsstaat ihm entgegenziehen.“

Der Toni hält den Schirm hoch und das Maidle seinen langen Sonntagsrock. Der Nebel geht in Fäden nieder, und manchmal guckt die Sonne mit langen Strahlen durch die weißen Fäden.

„Noch wird sie nit Meischter!“ sagt der Toni, aber er macht doch schon seinen Schirm zu. Der Wind geht durch die Tannen und Föhren, es ist, als ob die ein Kirchenlied sängen. Das Maidle faßt den Rock höher und geht mit stillem freundlichem Gesichtchen durch all das Sturmgebrause, der Bub singt laut hinein, noch lauter als die Bäume rauschen und schwenkt sein schwarzes Hütlein vor Lust.

Die Tannennadeln liegen naß und dunkel im Waldweg, und wie die Sonne höher rückt, leuchten die Wassertropfen in Busch und Hecken wie tausend Glitzerperlen. Mitten im Waldweg, in einem kleinen, schwarzen Tümpel Wasser, steht ein großer, großer Pilz. So wunderschön ist er und leuchtet so rot, man denkt gleich, man ist in einem Märchenwald und schaut sich um nach dem Hexenkussperhäuschen. Man meint, Rotkäppchen und der Wolf oder Hänsel und Gretel müßten des Weges kommen oder der Zwergkönig Puzelchen, der das süße Märchen am Arme führt.

„O, schau nur, schau, was für ein wunderliebs Männle dasteht,“ ruft das Christele beglückt und hockelt sich auf den Boden nieder und streichelt das Männle ganz sacht und sagt: „Was bist du für einer, ein Schöner, grad wie aus einem Wundergeschichtle stehst da!“

Der Toni aber reißt eine Haselnußgerste am Wege ab und läßt sie über das rote Waldmännlein durch die Luft fausen: „Soll ich?“

„O Toni, Toni, du wirfst doch nicht das Männle zerschlagen wollen!“ ruft Christel erschrocken, „denk, so ein Männle bringt ja Glück, sagt die Ahne.“ Und es breitet sein Röckchen aus und schlägt das bedrohte Männlein vor dem bösen Toni, und es redet eindringlich in den schlimmen Bruder hinein und sagt: „Denk, wenn er jetzt böß wär' auf uns und

brächt' uns kein Glück! Wir wollen's wieder gutmachen und ihm ein Liedle singen!"

Und das Mäidle faßt den Toni bei den Händen und macht mit ihm einen Ringelreihen um das Männlein und erhebt das dünne Stimmchen und singt dem Männlein sein Lied. Das gefällt dem schlimmen Toni auch, und er singt mit.

Die Sonne steigt höher, dort wandert ein Goldkäfer rüstig fürbaß, da fliegt ein Schmetterling. Der Toni läuft dem Neuen nach und läßt das Männlein stehen.

"Gell, Männle, bist uns nimmer böß!" sagt das Christele und läuft dem Toni nach; es muß dem Streitigen immer dicht zur Seite bleiben, es gibt so viele kleine Leben vor ihm zu beschützen: Blumen, Käferchen und Gräschen. Es schaut noch einmal zurück und zupft den Toni am Rock.

"Schau, jetzt freut das Männle sich, daß es weiter leben darf, jetzt lacht es, daß der böse Toni an ihm vorbeigegangen ist!"

"D, du, es ist ja gar nit wahr," rief der Toni, "es lacht doch gar nit!"

Ja, sogar noch mehr als lachen tut es, ganz stolz steht es da, daß es so geehrt worden ist, daß sie ein Lied von ihm und seinem purpurroten Mäntelein gesungen und es umtanzt haben.

Die Sonne steigt höher und küßt den Sträuchern und Gräsern die letzten Nebeltropfen weg und bescheint alle so warm, als wollte sie sagen:

"Ihr lieben armen Kinderchen, da steht ihr nun alle in Tränen und zweifelt daran, daß ich komme, und seht, da bin ich schon! Und nun laß ich warm werden und rufe Blätter und Blüten und Gräser herbei!"

Alle verstehen, was die Sonne sagen will: das Eichhörnchen, die Mäuschen und die Vögel, das Tal- und das Gebirgsbächlein, der Wurm und der Maulwurf in der Erde; ein Wald- und ein Feldhase kommen mit ihrer ganzen Familie, die Papas machen tolle Kopfsprünge vor Freude und die Jungen tun es ihnen nach.

Der Toni und das Christele sind nun zusammen über den Berg heimgegangen und rufen es der Mutter zu:

"Ja, ja, es fängt an lenzen, Mutter, und die Sonn' wird Meischter!"

Dann helfen sie die letzten Rüben vom Wintervorrat essen, vielleicht geht der Vater heute mittag schon mit dem Samensäckchen übers Feld und sät neuen Samen aus.

Die Sonne ist inzwischen ganz „Meister“ geworden. Die Kinder sitzen am Brunnenrand und fangen Lichtflecken, Goldbringe und Streifen, die die Sonne ins Wasser streut.

Oben im Wald geht es lustig zu. Die Sonne bescheint ein freies Plätzchen, daß es hell und warm daliegt.

"Hei, jetzt ist's schön, jetzt machen wir ein Frühlingsfest!" ruft ein flottes Waldhäschen, und es faßt eine Mamsell Feldhäsin und springt mit ihr einen Hopswalzer über das sonnige Fleckchen hin. Goldkäfer kommen und machen einen Ringelreihen ums erste Gänseblümchen. Frösche quacken, Gräser zittern, Blümchen sprießen, und die Sonne lacht.

"Nur immer munter, meine Herrschaften," ruft das flotte Häschen, „und nur nicht bange sein; hört, hört, der böse Toni spielt unten am Brünnele ein Tänzchen auf seiner Wasserpfeife auf; ei, da können wir sein drauf tanzen und sind in guter Ruh' vor ihm!"

"Gell, wenn du jetzt fertig bist mit deinem Pfeife, dann komm' ich dran, dann darf ich ein Liedle singen — ich weiß schon welches!" sagt 's Christele und freut sich darauf.

Die Sonne scheint wärmer und wärmer, und allen ist so wohl; nur dem Männlein im Walde wird so weh, und es ist so durstig, es saugt und trinkt, trinkt wie ein Fieberkranker, trinkt den schwarzen Tümpel, in dem es aufgewachsen, bis zum letzten Tropfen leer. Und nun steht es da, gebückt und durstig, schaut so elend und so jämmerlich in all den Frühlingsjubil. Die Sonne scheint warm auf es nieder und nirgends ein Tröpfchen zum Trinken! Sein breites Gesicht wird so schmal, so merkwürdig wehmütig in die Länge gezogen und faltig. Das Männlein „steht ganz still und stumm“ und ist so alt geworden und so klein, sein Mäntlein von lauter Purpur hängt so faltig an ihm und so lang zur Erde nieder!

Der Toni pfeift so grell, und alles jubelt und tanzt auf der sonnigen Waldlichtung herum. Jetzt hört das Pfeifen mit einem lauten Triller auf, und es kommt ein Kinderlied ganz hell und fein den Berg herauf:

„Ein Männlein steht im Walde, ganz still und stumm,
Es hat von lauter Purpur ein Mäntlein um.
Sagt, wer mag das Männlein sein,
Das da steht im Wald allein
Mit dem purpurroten Mäntlein?“

Da lächelt das Männlein: „Ah, ah, da kommt das Lied von mir und meinem purpurroten Mäntlein noch einmal zu mir, das wird mir wohl das liebe Kindlein schicken, das mir heute früh das Leben gerettet hat!“

Das Männlein lächelt noch ein bißchen, und auf einmal sinkt es ganz in sich zusammen. — O, nun steht kein Männlein mehr im Walde!

Eine Schulumädel-Geschichte.

In der Dorfschule singen sie: „Diesel, was fällt dir ein, gleich willst du lachen!“ Das singen sie alle gern, und die jungen Kehlen schmettern es voller Lust durchs offene Fenster in den Sommerabend hinaus: „weißt du nicht, wie man lacht, wi-ie man lacht?“

„Ha, hahaha — haa, hahaha, ha-ha-hahaha!“

Das war ein rechtes Jubelliedchen und Aufforderung zu Lust und Freud. Wäre ein alter Griesgram und Kopfhänger des Weges gekommen, ich wette, der hätte wieder lachen gelernt, so frisch und gesund „haa, hahaha.“ —

Und doch saß ein kleines Schulumädel unter den lustigen Sängern, die so gut lachen konnten, das wußte nicht, wie es das Lachen heute fertig bringen sollte. Es ließ sein Köpfchen mit den dünnen blonden Zöpfchen traurig wie ein welkes Blümchen hängen und der Mund blieb beim Lachliedchen geschlossen. Schließlich merkten es alle und sahen zum traurigen Kamerädle hin und flüsterten es sich einander zu: „Schau's Diesel, 's Diesel

singt nit — 's Diesel mag nit singen.“ — Und weil es nun gerade so schön paßte, sangen alle dem traurigen Kamerädchen ihr Lied:

„Diesel, was fällt dir ein,
Gleich willst du lachen!
Weißt du nicht, wie man lacht,
Wie man lacht, wi-le man lacht —
Ha — hahaha — haa hahahahaha!“

Das war so lustig, man meinte, man müßte fröhlich wie das Lachen zum Fenster hinausfliegen in die schöne Welt, aber Diesel ließ den Kopf hängen.

Schullehrers Nia, die Lustigste von allen, die mit den dicken Zöpfen um den Kopf, wartet nach der Schule auf das traurige Kamerädle. „Ha, da kann man ja nicht recht lustig sein, wenn ein andres so den Kopf hängen läßt,“ denkt die Nia. Sie legt den Arm um die traurige Diesel, zieht sie näher an sich, wird dringlich und schüttelt sie ein wenig: „Geh lach ein bißel,“ bettelt sie mit Mund und Augen und macht's der Diesel gleich vor. —

Diesel probiert's auch, man sieht's ihr an, aber es ist mühsam und will nicht so recht gelingen, — schließlich wird nur ein armes Seufzgerchen daraus.

Ach, wo's Diesel daheim ist, wo das sonnige Häuschen mit weiß umrahmten Scheiben freundlich ins Tal geschaut, liegt nun ein Häuschen Asche und der gute Apfelbaum trägt gebratene Äpfelchen. — Ach, wenn man weiß, wie gut und schön und voll Frieden das Häuschen dagelegen, dann ist's zum Herzerbarmen. — Und nun soll's Diesel noch lachen! Als ob Lachen nicht manchmal das Schwerste auf der Welt wäre! Nein, Diesel lacht nicht, o, es glaubt, es kann im Leben nicht mehr lachen, aber das Gegenteil — alle Tage wird es weinen müssen! Es weint ganz bitterlich. „Weißt, Nia, weil man jetzt arm ist, kann man's Häusle nimmer aufbauen.“

O je und ach, was soll man da sagen! Die Nia merkt, daß mit Worten nicht geholfen ist, und es bedrückt der Lustigen das Herz. Da ist schwer fröhlich sein, wenn ein andres den Kopf hängen läßt.

Als die traurige Liesel gegangen, setzt sich Lehrers Ria auf ihr Gedankenplätzchen am Brunnenrand, wo man so schön was zusammenräumen und denken kann, derweil das Wasser plätschert. Sie schaut in den tiefen Brunnen, läßt den Kopf hängen, die aufgesteckten Böpfe fallen ihr nieder, sie merkt es nicht, sie denkt immerzu, wie wohl der Liesel zu helfen wär'.

Aber bald rutscht sie von ihrem Lieblingsplätzchen hinunter und singt schon wieder wohlgenut:

„Geh wein nit so, geh wein nit so,
's kommt die Zeit, bist wieder froh!“

denkt dabei ans Liesel und sieht es schon wieder lachen. Ria hüpfst vergnügt und eilig durchs Dorf, denn sie hat heut abend noch viel zu tun, fast in jedes Haus zu rennen — und noch etwas ganz besonderes: die Ria, diese lustige, lachende kleine Person, der vor lauter Hüpfen und Lachen die Böpfe nie um den Kopf liegen bleiben, die hat heute abend noch eine ernsthafte Unterredung mit dem Herrn Pfarrer und ihrem Vater, dem Herrn Lehrer — jawohl! —

Es ist morgens drei Uhr, der Himmel gibt kaum einen schwachen Dämmererschein, da kommen Lichtchen durch die Luft und ziehen dem Wald zu. Man denkt, es schwirrt ein Heerlein Glühwürmchen durch den Wald — nein, man hört es ja trippeln und flüstern — aha, es werden kleine Schatzgräber sein, die in der Nacht, bei Laternenschein Gold und Silber graben gehen — nein, nein, sie singen ja — hört:

„'s Heidelbeermännle is zu uns komme,
Hat uns alle Beerle g'nomme.
Krügele leer, Schüssel leere,
Ha'n kein einziges Beerle mehr! —
Zuhuh — wir wollen erst welche suchen!“

Jetzt weiß man's, das sind Beerenleutle.

Fern im Osten rötet sich der Himmel, „er ist so still und feierlich, so ganz als wollt' er öffnen sich.“

Die Schulglocke ruft im Dörfchen, aber viele Kinderbänke bleiben leer.

Das macht nichts, der Herr Lehrer lächelt und nickt den leeren Bänken zu, als sähe er die Kinder dort sitzen und wollte sie loben.

„Bimbam, bimbam!“ Liebe Glocke, ruf nicht so lang, die Kinder, die du suchst, sind übers Lindle auf den fernen Moosberg gestiegen und zupfen Beeren. „Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen.“ Heute morgen vor Tau und Tag sind sie losgewandert und haben mit brennenden Laternchen den Weg gesucht.

Zur Mittagszeit machen die kleinen Arbeitsleutchen im Walde Pause. Hier und da verliert sich ein Glockenton in der Stille. Die Kinder sitzen im großen Kreise und falten in der großen Stille die Hände. Es ist, als ob der liebe Gott durch den Wald ginge, und sie singen das Lied. Sie sind selbst wie die Blümlein und singen leise, ringsum im Kreise „der liebe Gott geht durch den Wald.“

„Die Liesel ist heute mit Vater und Mutter zur Rätterbas gewandert; wenn die wüßte, wo wir stecken und was wir tun!“ sagt eines im Kreise.

Und ein andres sagt: „Vielleicht dann — dann könnt' sie wieder lachen.“

Aber die braven Arbeitsleutchen haben Hunger, nun geht es fröhlich ans Futtern. Was glaubt ihr wohl, was es da für Leckerbissen gibt: Schwarzes Bauernbrot und weißer Käse — „Bibelestäs“ nennen ihn die Kinder, weil die jungen Hühnchen, „die Bibele“, damit gefüttert werden. Glaubst, das schmeckt den braven Arbeitsleutchen im Walde besser als manchem Stadtkind die feinste Konditorware. Und einen Speisesaal haben die Leutchen, so „furchtbar prächtig“ hat nicht mal der Kaiser einen. Ein und das andere Kind hat noch gar ein hartgekochtes Ei, das wird geschält und geht reihum, jedes darf mal beißen. — Dann geht's wieder fröhlich an die Arbeit, ab und zu gönnt man sich ein Beerchen als Dessert.

Als die braven Leutchen abends heimziehen, kommt schon die Dämmerung und gleich darauf die Nacht durch den Wald. Sie zünden ihre Laternchen an und singen wieder ihr liebes Beerenliedchen.

Verdursten und verschmachten könnte man in der heißen Stadt und würde kein einziges Waldbeerchen zu sehen bekommen, wenn es nicht

fleißige Leutchen gäbe, die sie vor Tag schon beim Laternenschein vom fernen Moosberg holten.

„Beeren, kauft Beeren!“ Da stehen die fleißigen Beerenleutchen heute an allen Ecken und bieten in Krügen und Körben ihre Ware an.

„Beeren, kauft Beeren!“ —

„Sch meine,“ hört man hier und da einen Städter zum andern sagen, „noch nie hat es so viele Beeren gegeben wie dieses Jahr.“

„Beeren, kauft Beeren!“ —

„Sie rennen einem beinahe das Haus ein, aber bei der Hitze schmeckt auch nichts so gut wie Waldbeeren, man meint, sie tragen die ganze Frische und Kühle und den Duft vom Walde in sich,“ sagt ein anderer Städter. —

„Se, ihr kleinen Beerenleutchen, sagt mal, es gibt wohl besonders viele Beeren dieses Jahr?“

„Ja, wenn man recht fleißig zusammenklaubt, Beerle um Beerle, da gibt's schon aus,“ sagt's Rätterle vom Neutehof bedächtig.

„Wehleidig darf man nit sein und darf nig nach den Dornen fragen und nach den Rücken und den Fingern,“ meint Schuhmachers lange Grete, „dann bringt man vom Tag bis zum Nachtwerden schon eine gute Ernte heim — so für einen Taler Beerle.“ —

„Und zu dreißig waren wir,“ sagt Schullehrers Mia wichtig und vergnügt.

„Pohblitz“, ruft der alte Herr, „das gibt ja an die hundert Mark, von Kindern verdient, da nehm ich den Hut ab vor euch, ihr braven Arbeitsleutchen. Was macht ihr denn mit dem vielen Geld?“ —

„Eigentlich ist's ein Geheimnis, aber ihr könnt's ja nit verraten, drum kann ich's ruhig sagen,“ antwortet die Mia, „ein Häusle wollen wir bauen helfen — oder, daß ich's recht sag, ein Häusle wieder aufbauen, das eingäschert is.“

„So so, so so,“ meint der alte Herr und schaut wohlwollend über die Brille, „da will ich mich nicht in euer Geheimnis eindrängen, aber ich scheine da ganz besonders tüchtige brave Leutchen vor mir zu haben.

Adieu,“ sagte der alte Herr mit einem besonders vergnügten Gesicht und zog den Hut ab, wie vor „Herrschaftsleut“.

Fast hundert Mark, das war eine rechte Hilfe für die armen Abgebrannten, da konnte man schon ans Bauen denken. —

Kein Häuschen im Dorf blühte den Kindern so schön wie das neue, das auf dem Aschenhaufen erstand. Sie hatten alle einen Stolz darauf und eine große Freude daran, wie es so langsam aus der Erde wuchs. Eines Tages halfen sie die roten Dachziegel herbeitragen und halfen den kleinen Baum verpuken, der nun mit flatternden Papierbändern lustig oben auf dem kleinen Dach stand. Das Häuschen aber schaute bald mit weißumrahmten Scheiben ins Tal und sagte: „Grüß Gott, ihr guten Leute, Grüß Gott, du lieber Schwarzwald, da bin ich wieder!“ Die Kinder aber zupften in hellem Übermut das Diefel an den blonden Schläfenzöpfchen und fangen:

„Diefel, was fällt dir ein,
Gleich willst du lachen!
Welst du nicht,
Wie man lacht?“

Doch heute wußte es die Diefel, und heute kam es ihr aus dem Herzen, daß sie es am hellsten von allen sang:

„Da, hahaha, — haa — hahaha, hahahaha!“ —

's Rätterle vom Schwarzwald.

Nun ist der Sommer vorbei. Der Herbstnebel kommt wie eine große, weiße Frau den schmalen Weg vom Tal zwischen den Bergen hinauf, wächst und wächst in die Höhe und Breite, reißt ihre Schleier in Fetzen und streut sie über Berg und Tal, über Rätterles Heimat, das Schwarzwaldhäuschen mit dem tief herabhängenden Dach, streut sie hierhin, dorthin; das laufende Brunnlein, die alten Rußbäume, alles bekommt einen

Schleier und alles macht es der Nebelfrau nach, spielt mit den Schleiern, reißt sie in hundert Fetzen und gibt das Spielzeug weiter. Der spitze Holzzaun vom Hausgarten fängt sich viele Schleierlein, sticht Löcher hinein, streut sie über das betaute blaue Kraut, und die letzten Dahlien im Bauerngarten haschen danach und hüllen sich in die zerfetzten Schleierlein. Da kommt Frau Sonne, die lachende, gute, schaut mit breitem Gesicht durch alle die Nebelfetzen: „Guckt, guckt, ihr alten Rußbäume, du fleißiges Urinlein, du liebes Bauerngärtchen, da bin ich wieder, gelt, ihr habt schon Angst gehabt, heut kam ich nicht!“

„Mutter, Mutter,“ ruft Rätterle, das Maidle, „lug, lug, d' Sonn, d' Sonn is Meischter worde!“

Am Bauernhaus geht ein Scheibchen auf, die Bäuerin schaut freundlich über Hängengelken und Geranien nach der Sonne aus und nickt ihr zu.

„Grüß Gott,“ sagt sie innig zur lieben Wohlthäterin hinauf.

„Grashüpferle, wo steckst denn,“ ruft sie; ihre Augen suchen. „Grashüpferle,“ ruft sie und meint damit 's Rätterle, ihr einziges „Maidle“.

Die Städter, die hier oben in der Sommerfrische gewesen, haben das Maidle so getauft, weil es gerade so herumhüpft, hierhin, dorthin und keine Minute still ist, gerade wie ein Grashüpferle (Heuschrecke). „Komm zur Mutter,“ sagt die Bäuerin freundlich und streichelt dann dem Kinde über die Büpfe, die ihm um den Kopf liegen, streichelt fachte und ein bißchen voll Mitleid.

Der Vater sitzt im Herrgottswinkel beim Neunuhrbrot. 's Rätterle hat sich leise wieder hinausgeschlichen, sitzt auf dem Brunnenrand und schaut still dem laufenden Silberfaden zu. Dann und wann wirft der Vater einen Blick durch die Scheibe, endlich sagt er, und böse Falten stehen in seiner Stirne: „Was ist's mit dem Maidle, 's g'fällt mir nit.“

„Laß es, 's erst Schmerzle rupft an sei'm Herzle,“ sagt die Mutter milde, „'s muß es halt verwinde, keiner kann ihm helfen.“

Da kommt jemand, man hört es nur, weil dann und wann ein Steinchen vom Wege hell aufschlagend das Tal hinabhüpft. Das Maidle am

Brunnenrand hebt lauschend den Kopf; das kennt es, so ist es immer, wenn jemand vom Tal heraufkommt, man hört ihn, bevor man ihn sehen kann. Schon kräht der Hahn, der wachsamer ist als ein Hofhund. Jetzt leuchtet es rot durch die grünen Haselnußbüsche, guck, jetzt kommt dasselbe Wegchen vom Tal hinauf, das vorher die Nebelfrau gegangen, der Briefbote. Das Maidle stellt sich hoch auf den Brunnenrand, legt die Hände um den Mund und ruft: „Lenz, Lenz, sie sin ja nimmer do!“ Sie möchte dem Briefboten den Weg ersparen, der aber geht weiter — „tapp, tapp“ — als ob er das Maidle weder sehe noch höre. „Tapp, tapp,“ klingt es laut in der Stille, zwischen hinein hört man Steinchen ins Tal hinabrieseln; nun ist er oben. „Die Städter sin jo nimmer do, schaut, 's Häusle steht leer“ sagt's Maidle und damit hat es selbst das „Schmerzle“, das in seinem „Herzle“ berührt, und die dicken Tränen fallen ihm aus den Augen. Der Briefbote ist heute, so scheint es, wirklich taub und blind. Er geht am Maidle vorbei, als ob keines da wäre. Drinnen in der Stube setzt er sich mit einem „Grüßgott“ zum Bauer, bekommt noch etwas vom Neunuhrbrot ab; dann erzählt er, was er für Renigkeiten bringt, endlich langt er in die Ledertasche und legt eine Postkarte auf den Tisch, darauf richtig alles so geschrieben steht, ganz so wie er es bereits erzählt.

O, da freut sich die gute Bäuerin bis ins Herz hinein für ihr kleines Maidle. Da hat sie gemeint, 's Kleine muß halt seinen ersten Schmerz verwinden und allein damit fertig werden, kein Mensch kann ihm helfen; sieh, da kommt ein Postkärtchen und wandelt alles Leid in Glück. Die Bäuerin macht ein Scheibchen auf und ruft: „Matrinle, komm e mol.“ So viel Verheißung liegt in der Mutter gutem Gesicht, so viel frohe Botschaft verrät die Stimme, daß das Maidle voll Erwartung angesprungen kommt.

„Maidle“, sagt die Mutter, „richt's Sonntagbröckle,“ ein frohes Tränlein blinkt in ihren Augen, „die Städter haben g'schrieben, schau, da steht: ‚Das liebe Grashüpferle soll kommen, alle haben Heimweh nach ihm,‘“

liest die Mutter vor und hums! da kullert das Freudentränlein blink und blank auf die Karte. Erschrocken schaut's Maidle auf: „Mutter, warum mußt weinen?“

„Nur vor Freud', halt grad nur vor Freud', daß mei Kattrinle in d' Stadt darf,“ lacht die gute Mutter und will es nicht wahr haben, daß es ein Leidtränlein ist, das sagt: Nun muß ich zum ersten Male mein kleines, liebes Maidle hergeben.

Bei, nun bricht ein lustiges Lärmen im stillen Schwarzwaldhänschen los. Alle Kästen und Schublade reißt das Maidle auf, sucht sich das schönste Fransentuch, das feinste Schürzchen, um seine kleine Person recht herauszuputzen. Gleich heute Mittag soll die Reise losgehen. Der Vater will zwar nicht recht, er braucht den Schimmel aufs Feld, aber die Mutter bettelt so lange, bis er es doch tut. Nach Mittag spannt er an, und 's Maidle klettert aufs „Berner Wägele“. Wie der leuchtende Sonntag selbst schaut es aus. Das ganze Gesicht glänzt vor Freude, Sauberkeit und Seifenglanz. Die Haare liegen mit Wasser und Ruchöl wie geklebt, da wagt sich aber auch kein Härchen aus der Richtung. — „Mutter, die Krallkett von der Kätterbas — je, je!“ Flink läuft die gute Mutter nochmal zurück und holt die vergessene Korallenkette. Je, je, wenn es die vergessen, hätte das eitle Maidle nur halb so glücklich sein können, denn es will auch schön geschmückt in der Stadt ankommen. Ein Körbchen mit Eiern langt die Mutter ihm nun noch hinauf und die letzten Dahlien aus dem Hausgarten, fest eingeklemmt in ein Rundell von Buchsbaum — „en Gruß an d' Frau Major,“ ein Glas voll Honig als Gruß für die Kinder. „Hi“, ruft der Bauer, und langsam geht es mit gesperrten Rädern den Talweg hinab. Unterwegs schmeichelt 's Kattrinle dem Vater das Taschenmesser ab; das schien ihm schon immer begehrenswert und ein guter Helfer in mancherlei Nöten. Der Vater gibt ihm freiwillig noch ein Zweimarkstück dazu. Wie reich und glücklich ist das Maidle!

Mit einem festen Schmay, daß es knallt, setzt der Vater sein Einziges in den Zug. „B'hüt Gott,“ „b'hüt Gott,“ hin und wieder, dann pfeift 's

Zügle, und dann fährt 's Maidle zu den Städtern. Ganz unbeweglich sitzt es da, hält den Korb mit Eiern, den runden Dahlienstrauch und den Honigtopf an sich gedrückt, läßt keinen Augenblick diese Schätze aus der Hand, und drüber hinaus leuchten seine Augen voll Glück. So sitzt es still und selig, nur manchmal singt's ein bißchen zum Zeitvertreib mit halber Stimme:

„Eisebah-Wägele, Lokomott,
Kommt es, geht es,
Pfeift es g'wiß!“

Wohl hundertmal hat's Maidle das schöne Eisenbahnliedchen gesungen, als endlich der Zug in der Stadt hält.

„Grashupferle, Grashupferle!“ Da stehen die drei Kamerädchen von der Stadt und rufen: „Grashupferle, Grashupferle!“ Das steigt aus. Es ist gerade wie ein Traum, daß sie sich nun wieder haben, wieder anlachen und miteinander reden können. Dem kleinen „Ernschtle“ gibt sie den Honigtopf: „En Gruß von der Mutter,“ — Friß den Korb mit Eiern: „Au en Gruß von der Mutter.“ Den festen Dahlienstrauch aus dem Hausgarten reicht sie Lotti, dem treuen Kamerädchen von vier wunder-seligen Ferienwochen, faßt mit dem braunen Händchen die Hand der Freundin und läßt sie nicht mehr los. So ziehen die vier Glücklichen durch die Stadt. 's Kattrinle denkt bei sich, daß heute hier wohl was Besonderes sein müsse, weil überall so ein Gelauf, Gerenn und Spektakel; am End' sei der Herr Großherzog auch gerade zu Besuch gekommen! Endlich landen sie glücklich, und Frau Major nimmt „s Gästle“ in die Arme und sagt, daß sie sich alle furchtbar freuen, ihr liebes Grashupferle wieder zu haben. Bei Tisch wußte das Grashupferle zuerst bei den Städtern nicht so recht Bescheid; zum Beispiel schöpft es, da zwei Teller an seinem Plage stehen, auf beide zugleich heraus, so dumm wollt es nicht scheinen, daß es erst fragen müsse. Dann will es zeigen, daß es ein eigenes Messer hat und der Frau Major ihres nicht braucht; also zieht's Grashupferle Waters großes Taschenmesser hervor, klappt es auf

und beginnt damit zu hantieren. Frau Major sitzt neben dem Maible und sagt ihm ganz leise alles ins Ohr, wie man es in der Stadt machen muß, so gut wie ein richtiges Mütterle. Also verschwindet Vaters Messer wieder in Grashupferles Tasche, bevor es jemand recht gesehen. So geht es mit vielem, und das Grashupferle lernt manches für sein ganzes Leben. Aber sonst sind für das Maible nur Freuden und Lachen bestellt. „'s Gästle“ nennen sie das Grashupferle, und es wird geliebt und hoch geehrt. Das Schönste ist ein Ball im Kinderzimmer, den sich die Stadtkinder, um das „Gästle“ zu ehren, ausgedacht haben. Johann und die Köchin waren auch eingeladen, und mit der Drehorgel wurde Musik gemacht. O, war das schön! Grashupferle zog ein weißes Kleidchen von Lotti an, die Haare hochgesteckt, Blumen darin, einen Fächer in der Hand, — ei, was war das Grashupferle für ein hoffährtiges, eitles Stadtdämchen geworden! Es drehte sich vorm Spiegel und gefiel sich gar so gut.

Lotti zog sich vom Maible den schönen, starren roten Unterrock an und sein schwarzes Leibchen, nahm Gießkännchen und Rechen in die Hand und war nun eine Gärtnerin. „'s Ernschtle“ war der Schönste, er hatte den Soldatenrock des Burschen mit den blanken Knöpfen an, der reichte ihm bis auf den Boden, die Soldatenkappe bis auf die Schultern; man mußte sich fast krank lachen, wenn dieser Herr tanzte. Fritz hatte die bunte Tischdecke umgeschlagen und rauchte an einer langen, kalten Pfeife. Er sagte, er sei einer zwischen Türke und Chinese. Nun hopste die Gesellschaft herum, und die Drehorgel sang dazu, und weil sie schon recht alt war, stöhnte und feufzte sie mehr als sie sang.

Klein Grashupferle war im Grunde des Herzens ein eitles Dingchen, und als sie nun am andern Morgen wieder ihr Bauernröckchen anziehen sollte, gefiel es ihr gar nicht mehr. Sie meinte, daß die kleinen Stadtmädchen viel schönere Kleidchen hätten als die kleinen Landmädchen. O, wie war sie daher beglückt, als Lotti ihre Mutter bat, ob Grashupferle nicht in Lottis Kleidchen als Stadlfräulein herumgehen dürfe. Denkt euch nur, nun wurde das kleine Landkind ein richtiges Stadtmädchen in braunen

Knöpfschuhen und braunen Strümpfen, in hellen Kleidchen mit offenen Haaren und einem Hut mit Blumen; und das alles bekam es, weil sein Herz so sehr daran hing, geschenkt, durfte alles behalten. O, wer hätte in diesem Stadtkind das Grashupferle wiedererkannt! „Nun kauf ich mir noch ein paar Handschuhe von meinem Geld, damit auch alles recht bei einander ist, wenn ich als Stadlfräulein heimkomme,“ sagte das hoffährige Grashupferle und geht auch gleich in den nächsten Laden.

„Welche Nummer?“ fragt das Ladenfräulein, „fünfszig Pfennige kostet jedes Paar.“ Da bedenkt sich das Grashupferle nicht lang, denn es ist sehr schlau und meint: „He, da möcht ich schon für mein Geld die allergrößten, denn,“ denkt es bei sich, „wachsen tu ich, die Handschuh aber nit.“

Die Abschiedsstunde hat geschlagen, und Grashupferle, das städtische Grashupferle, hupst mit seinen drei Getreuen an die Bahn. Der Bursche trägt eine große Kuchenschachtel nach und löst das Billet, zweiter Klasse, wie's ihm befohlen worden, damit das Grashupferle ja gut aufgehoben sei. Aber zweiter Klasse zu fahren, dazu ist das Grashupferle nun doch nicht zu bewegen, es meint, auf dem roten Samt wär's nicht so gemüthlich als auf den Holzbänken. So zieht sie es vor, sich dritter Klasse zu setzen. Grad pfeift der Zug, da schreit das städtische Grashupferle zum Fenster hinaus: „Djeh und ach, ich hab' ja mein Sonntagskleid vergessen, es hängt noch im Schrank!“

„O, dös macht nix,“ ruft Lotti, „do kann i grad no Mäschkerle gehe, derno schid i dir's!“

„B'hüt Gott, b'hüt Gott, Grashupferle, b'hüt Gott!“ rufen die Stadtkinder ihrem lieben „Gästle“ nach.

„Adieu, adieu,“ ruft's städtische Grashupferle, denn die Kinder haben die Rollen getauscht. 's Maibl hat sich „das Herrenreden“ in der Stadt angewöhnt, die Stadtkinder aber setzen ihren Ehrgeiz darein, die Bauernsprache zu reden.

Das Stadtkind Rätterle kommt an der heimathlichen Haltestation an, winkt mit den großbehandschuhten Händen und ruft. Der Vater steht da.

Keinen „Schmah“ gibt der Vater dem Grashüpferle, kein Wörtchen redet er. Nun, das Grashüpferle klettert auf den Leiterwagen.

„Was habt ihr denn da für Ware?“ sagt der Bahnhofswirt, der ein guter Freund vom Bauer ist, „ihr wollt doch nit sage, daß des 's Grashüpferle fein soll!“

Da haut der Bauer verdrießlich auf sein armes, unschuldiges Schimmelmehlein ein und fährt in Eile fort, Antwort gibt er dem Wirt keine. Der Bauer fährt immer schneller und schaut sich nicht um, als ob das, was so fein aufgepußt dahinten im Wagen sitzt mit Städterhut und großen Handschuhen, nicht zu ihm gehörte. Dem Grashüpferle, das so gerne von all seinen herrlichen Erlebnissen erzählen möchte, würgt's in der Kehle. Daheim nimmt die Mutter ihr Maible in die Arme, lange, lange und ein heißes Tränlein fällt ihm in die Haare. Von den städtischen Kleidern sagt auch die Mutter kein Wörtchen.

„Was ist's?“ fragt 's Kätterle bedrückt, „du weinst und der Vater ist so anders, so finster.“

„Laß nur gut sein,“ sagt die Mutter milde, „es wird schon alles wieder recht werden.“ — „Hier, schau, Mutter, da bring ich's Eisenbahnbillette mit; schad, ein Retourbillette wär's.“

„Se, je,“ sagt die Mutter, „da hat's Frau Major mal wieder zu gut g'meint; da laß i gleich e Kartle laufen mit der Anfrag. Kann sei, 'd Frau Major bekommt 's Geld wieder raus, was sie z'viel zahlt hat.“

's Grashüpferle, das städtische Grashüpferle, springt unterdessen draußen herum, alles zu begrüßen und die Wiedersehensfreude zu genießen. Ja, da kam es schön an; die Gänse streckten die Hälfse lang — „wutt, wutt, wutt,“ schrie eine entsezt, „wutt, wutt,“ und da wußten sie es gleich alle, daß hier eine Fremde die Hände nach ihnen ausstreckte, und da liefen sie auf und davon.

„O ihr dummen Wuttle, kennt ihr mich denn nicht mehr? Ich bin ja das Grashüpferle!“

Aber die Gänschen ließen sich so etwas nicht weismachen und schrien

aufgeregt durcheinander; so dumm wären sie nicht — „wuttwutt“ — du gepuhtes Affchen bist doch nicht unser Grashüpferle, nein, das glauben wir nicht, denn — „wutt, wutt, wir Gänschen sind klug, wutt, wutt!“

„Kikeriki“, schrie der Hahn; das schrie er, wachsammer als ein Hoshund, bei jedem Fremden, der sich nahle; „kikeriki“, und das hieß: „was wollen Sie?“

Die Heime aber rief ängstlich: „Gluck, gluck, gluck, ach, meine lieben Kinderchen, kommt, da naht sich etwas Fremdes, da ist Gefahr im Verzug — gluck, gluck — kommt, gluck, gluck, seid ihr auch alle achtzehn?“

Als nun so alles von ihr fortlief, all das Liebe, Vertraute, da ward das kleine städtische Landmädchen sehr traurig, denn sein Herz hatte es nicht ungemodelt, so schnell geht das nicht mit dem inneren wie mit dem äußeren Menschen. Nun stand es da, das lörichte, kleine Mädchen in dem fremden, feinen Anspuß und hatte das Herz voll Leid. Vater, Mutter, alle und alles waren anders zu ihm als früher.

Abends saßen sie zusammen bei dem schönen Rosinenkuchen, den die gute Frau Major mitgeschickt, aber keine Wiedersehensfreude, nichts war in der tiefen, stillen Bauernstube, gar nichts, was an ein bißchen Freude und Glück erinnerte, stumm und bedrückt saßen die drei beisammen.

Nachts schlief das Grashüpferle unruhig; auf einmal fuhr es im Schlafe auf, war es ihm doch, als hätte es ganz deutlich die alte Schwarzwalduhr reden hören. „Ich bin — traurig — traurig — ticktack, ticktack — untreu — ist des — Maibles — Herz — ticktack, ticktack! — Ach ein — buntes — Stadtkleid — ist dem — Maible — lieber — lieber — ticktack — als die — alte — alte — Schwarzwald — Bauern — Tracht, ticktack, die die — Ähne — Ähne — schon gehabt, ticktack, ticktack, traurig — traurig — ach wie — traurig!“

„Traurig, traurig, ach wie traurig,“ rief das Brümlein von draußen, man hörte es ganz deutlich durch die offene Scheibe. Da zog das arme Grashüpferle das rot und weiße Federbett über den Kopf, damit es gar nichts mehr höre und weinte bitterlich.

Am anderen Morgen, sieh, da kam nach der Nebelfrau wieder der Briefbote des Weges, brachte abermals eine Karte aus der Stadt. Die Frau Major schrieb darauf: „Freilich läßt sich etwas tun, damit das Geld nicht verloren geht. Das Kind muß einfach das Willet abfahren. Da meine Lotti Sonntag Geburtstag hat, weiß ich ihr keine größere und schönere Überraschung. Bitte, schicken Sie uns also das liebe Grashüpferle noch einmal, bevor Sie sich da oben einwintern, es ist ja keine Entfernung.“

Schweren Herzens las die Bäuerin diese Karte vor, und das Grashüpferle fiel der Bäuerin um den Hals: „O, o, laß mich, laß mich noch einmal hingehen!“

Da wurde die Mutter blaß und traurig und ganz, ganz still wie der Vater.

Am andern Tag ging die Mutter mit dem Kind, das so sehr fort verlangte, zur Bahn; der Vater hatte es diesmal nicht tun wollen. Still und wortfarg gingen sie ihres Weges, und so war auch der Abschied. „Sollst sehen,“ sagte andern Morgens der Vater, „die kann mal nicht schnell genug zur Stadt kommen und dort sich putzen. Ach, mich dauert all die Arbeit auf unserm Boden und alles, was je der Vater der Ähne und all die lange Reih der Unsrigen hier mit fleißiger Hand geschafft, und die lebt von all denen ist ein Mädle, das nicht zu der Heimat hält, das nicht früh genug ein Stadtfräulein werden kann!“

So sprach der Bauer, und die Bäuerin tröstete milde: „Wirst sehen, daß sie von selber wieder heimfindet.“

„Anspannen, anspannen,“ rief in dies Gespräch der Briefbote von draußen zur offenen Scheibe hinein; „anspannen, es eilt, ein Telegramm!“

O, da erschrecken aber die beiden in der Stube, denn sie dachten nicht anders, als dem Kätterle sei ein Unfall zugestoßen. Der Briefbote, der ja alles weiß, aber lachte und schwenkte eine Postkarte. Darüber stand mit großer, ungelentker Kinderhand „Telegramm“ und darunter dick unterstrichen „eilt sehr“ und dann: „Lieber Vater, spannt 's Schimmele nochmal an. Lieber Vater, diesmal erst kommt euer richtigs Maidle, 's Rattrinle,

's ander war ja nur e Gäschtle aus der Stadt, lieber Vater. — Euer Maidle.“ — „Euer“ war schöner und dicker hingemalt als alles andere, mit kräftigen Grundstrichen. Der Vater und die Mutter betrachteten lange, lange die Karte, so lange, als müßten sie erst dran lesen lernen. Der Mutter wurde es ganz leicht ums Herz, und sie mußte über dies Telegramm lachen. „Ich mein, unser liebs, lustigs Maidle, des alt, übermütig Grashüpferle lügt mich wieder aus dem Kätterle an,“ sagte die Mutter mit Nührung. Da ging ein heller Schein über des Bauern Gesicht; er stand auf und holte das Schimmele aus dem Stall. Bald sah man den Bauer und den Briefboten im „Bernner Wägele“ flott zu Tal fahren.

Das war eine andere Sach, als diesmal der Bauer heimzu fuhr. Die heute neben ihm auf dem Kutschbock saß, das war wirklich fein Maidle, fein Kätterle in der lieben, vertrauten Schwarzwaldtracht mit dem Fransentüchle, das schon die Ähne zum Kirchgang getragen und der „Krallekett“ von der alten „Kätterbas“ und den lieben, glatten Böpfen um den Kopf.

„Heut laß ich mir's gefalle, heut führt ihr's rechte Maidle heim,“ rief der Bahnhofsvirt, der ein Freund vom Bauer war. Da machte das Maidle ein übermütiges Schelmenknirzchen und sagte: „Wisse Ihr, fell Stadtfräule war nur e Gäschtle, drum hät's jo au glei e Retourbillet g'mumme!“

Da lachte der Virt. „Hü“, rief der Vater vergnügt dem Schimmele zu — das war eine stolze Heimfahrt. Die Mutter nahm ihr liebes Maidle, ihr Schwarzwaldmaidle aus Herz und wollt' es gar nicht mehr loslassen. „Wutt, wutt, wutt,“ schrien die Gänse, „gut, gut, gut“ — kamen freudig flügelschlagend angerannt und ließen sich gerne streicheln. „Kikeriki, bist wieder hie!“ schrie der Hahn.

„Gluckgluck“, sagte die Henne, kommt, ihr meine lieben, teuren Kinderchen — „gluck, gluck, seid ihr auch alle achtzehn? — Gluck, gluck, sagt schön Grüß Gott!“ War das diesmal ein Jubel und eine Freude!

„Grüß Gott, ticktack, grüß Gott,“ sagte auch die alte Schwarzwaldkuhr hellklingend. „Grüß Gott, grüß Gott,“ klang's vom fleißigen Brünnelein

durch die offene Scheibe in die tiefe, stille Bauernstube hinein. „Grüß Gott, grüß Gott alles,“ sagte das Mäidle, und es war ihm, als ob das ganze Haus, alle Winkel und Ecken und alles, was zur Heimat gehörte, voll Wiedersehensfreude wäre.

Die Bäuerin aber sagte leise zum Bauern, der bei der Abendsuppe im Herrgottswinkel saß: „Ich hab's immer g'wußt, daß unser Mäidle allein wieder heimsind't.“ —

Wie der Frikle auf die Wanderschaft ging.

Der Frikle Roß zieht die Haustür ins Schloß, so sacht und leise, wie es sonst nicht seine Gewohnheit ist. Den Rucksack hat er auf dem Rücken und den Atlas darin, damit er immer den Weg schauen kann und nachsehen, in welchem Land er gerade ist, daß er bei seiner Weltreise nicht sinnlos ins Blaue zieht. Die Flöte hat er in den Rucksack gesteckt, damit er manchmal ein bißchen Musik zur Kurzweil machen kann und ein Stück Brot gegen den Hunger; ein Restchen davon will er in der Tasche behalten, bis er, vielleicht nach vielen Jahren erst, wieder heimkehrt — es ist gut gegen das Heimweh. Einen Busch Kettlich hat er sich im Garten gezupft und auch in den Rucksack gesteckt, so ist er für den ersten Tag vor Hunger geschützt und gut geborgen.

Alles hat der Frikle bedacht, bevor er fortgewandert, alles ist in Ordnung. Acht Mark fünfzig Pfennige hat er auf der Sparkasse gehabt, geteilt durch zwei, macht vier Mark fünf und zwanzig auf jeden Teil. Den einen Teil hat er seiner Mutter zu Hause gelassen, wenn sie je in Not kommen sollte, und einen Zettel dabei: „Mutter ich hab's zwischen dir und mir geteilt.“

Bei seinen Schulbüchern hat er auch einen Zettel gelegt und darauf geschrieben: „Liebe Mutter, verpacke die Bücher und bewahre sie vorderhand mal auf, man kann es nicht wissen, vielleicht möchte ich doch weiterstudieren, wenn ich wiederkomme.“

Jetzt war er aus der Stadt draus und zog in der Morgenfrische die Felder entlang. Er wandert und wandert, und als er es von irgendwoher Mittag läuten hört, steht er an einem Kilometerstein. „Aha“, denkt er, „hier wird's Ausland anfangen, Frankreich oder England — er weiß es nicht genau — vielleicht auch schon das Türkenland.“ Er nimmt den Atlas und sucht, aber er kann doch nicht finden, wo er gerade ist. Nun, mag es sein, was es will, der Frikle möchte sich ein bißchen ausruhen, er streckt sich am Bachrand hin und schaut ins Blaue. Gerade war er am Ginnicken, da schreckt ihn ein ungleicher Schritt auf, und als er in die Höhe schaut, kommt vom Waldrand ein alter Mann dahergehinkt. Er senkt viel und stöhnt und hält oft an und kann nicht weiter. Grad beim Frikle am Bach läßt er sich dann ins Gras sinken, und dabei rollt ihm auch sein kleines steifes Hütchen vom Kopfe, und da sieht der Frikle mit Entsetzen, daß der Hinkende und Stöhnende ein ganz junger Bursche ist.

Ein armer Schuhmacher, der fast keine Schuhe an den Füßen hatte, war es, und er begann nun unter schrecklichem Gesichterschneiden seine Schuhe vorsichtig von den Füßen zu lösen und ein kurzes Fußbad im kalten Bach zu nehmen: „Ah, ah,“ sagte er und verdrehte die Augen vor Entzücken, „ah, ah, das tut wohl!“

Er nahm sein Schuhpaar, das traurig und heruntergekommen da stand und beguckte es. Dann sagte er wehmütig: „Das ist mein Leiden, der eine Schuh ist zu groß und der andere zu eng und klein. Der eine tut weh und in dem Großen kommt man nicht gut vom Fleck. O jerum, jerum, jerum — da muß ich alle zehn Minuten wechseln.“ Er saß recht bedrückt und traurig da und schnitt wehmütige Gesichter, und als er genug geklagt, wollte er auch etwas vom Frikle wissen und frug ihn nach seinem Handwerk.

Er sei von keinem Handwerk, sagte der Frikle, er sei ein Studierter, aber er möchte jetzt mal was anderes betreiben und er zöge weit ins Ausland in den Krieg.

Der Frikle, wie er so wohl und munter darsaß und kein Schuh und

nichts ihn drückte, kam sich ganz schlecht vor, daß er den da in all seinem Elend so gehen ließ.

„Halt“, rief er, „halt, ich hab' ja Geld!“ Und der Frikle zog sein Taschentuch, in das er seinen Reichtum eingeknotet hatte, und überlegte ein Weilchen. „Die Mutter klagt immer: Schuhe sind teuer,“ sagte er zum Handwerksburschen und gab ihm die vier Mark, die Pfennige behielt er für sich.

Der Bursche machte einen Hups trotz aller Schmerzen. „Das hab' ich mir nicht träumen lassen, daß es mir heut noch so gut geht — jetzt kommen ein paar neue Schuhe her, und damit wandere ich heim zur Mutter, juchee! Bruderherz.“

Sie setzten sich wieder an den Bachrand, streckten behaglich die Beine lang aus und überlegten, was sie sich gegenseitig zum Andenken geben wollten. Endlich kamen sie darauf, die Stöcke wollten sie tauschen und Milze und Hut. Sie taten es und nun, als der Handwerksbursche das rote Studentenkäppchen auf hatte, der Frikle den streifen Herrenhut, wurden sie lustig, und weil es gerade Mittagszeit und sie doch schon so gut Freund waren, wollten sie auch zusammen essen. Der Frikle legte seine Nettihe ins Bächlein, daß sie wieder frisch würden, langte sein Heimatbrot hervor und etwas Salz.

„Bei mir sieht's schon knapper aus,“ sagte der Handwerksbursche und langte ein paar kleine, grüne Äpfel und Birnen aus der Tasche.

Nun hielten sie noch ein Mittagschläschen, nahmen dann ihre vertauschten Stöcke, der Handwerksbursche klopfte den Frikle auf die Schulter und sagte: „Nun leb wohl, Bruderherz, und laß dir's gut gehen, denn du verdienst es!“ Und sie gingen auseinander.

Das lange Mahl und das Mittagschläschen hatten viel Zeit gebraucht, und nun stand die Sonne schon tief im Nachmittag. Der Frikle schritt jetzt rüstig zu. Die Sonne färbte den Himmel schon rot, als endlich ein Strohdach auf Frikles Weg hinüberlugte. „Aha“, denkt der Frikle, „da geh ich hin und verlang Arbeit.“

Die Leute saßen gerade bei der Abendsuppe, als der Wanderer eintrat. Der Frikle zog sein feines Herrenhütchen, und alle in der Runde sagten: „Grüß Gott!“

Da merkte der Frikle, daß er doch noch in Deutschland war, und sagte auch: „Grüß Gott, ich wollte nur fragen, ob ihr keine Arbeit für mich hättet, ob ihr vielleicht einen Knecht brauchtet?“

Der Bauer beschaute den Wanderburschen, nahm einen Löffel Suppe aus der großen irdenen Schüssel, die in der Mitte vom Tisch stand, schluckte, nahm noch einen Löffel, langsam und bedächtig, dann wischte er sich den Mund und sagte:

„Kinder haben wir selber genug, wir brauchen nit noch mehr!“

Der Frikle war mit den Augen dem großen Löffel gefolgt, den der Bauer immer vom Mund zur Schüssel und von der Schüssel zum Mund geführt hatte.

Die Bäuerin zupfte den Bauer am Ärmel und sagte leise: „Siehst du es denn nicht, er hat Hunger!“

„Ja, das ist freilich was anders, zu Essen haben wir noch immer genug!“ Der Bauer rückte: „Kommi, Bürschle, setz' dich zu mir. Theresle, Maidle, geh, hol ihm einen Löffel, aber einen großen, daß er auch satt bekommt!“ sagte er zu seinem Kind.

Nun löffelte der Frikle mit der Tischrunde zusammen die Suppe aus; ah, wie das schmeckte, die gute, warme Suppe! Die Mutter sagte es doch immer: „Es gibt viel gute Menschen in der Welt!“

„Behüt Gott und vergelt's Gott,“ sagte er, nahm sein feines Hütchen und ging zur Tür.

„Halt“, rief der Bauer, „verweil doch ein bißle und laß uns miteinander reden.“

Nun setzte sich der Frikle zu dem Bauer auf die Ofenbank und sah durch die kleinen Scheiben. Fern ging eben ein Zug mit Woll dampf durch die Welt. „Ob der heimzu geht,“ dachte der Frikle. Er faßte ganz heimlich in die Taschen nach dem Heimatbrot; je, je, er hatte kein

Krümchen mehr. Er merkte es wohl, daß er keines mehr hatte, jetzt kam das Heimweh!

Der Bauer laugt sich den Atlas her und staunt und wundert sich, daß einer so ein schweres, großes Buch mit auf die Wanderschaft nehmen mag.

„Ha, das ist grad geschick't," ruft der Fritz, „da weiß eines doch immer, in welchem Land es ist." Der Bauer schlägt das Buch auf und beschaut sich die erste Seite. „Fritz Noß, Sexta b" steht da in schöner Schrift.

„So, so, Fritz Noß aus Sexta, wo liegt das? das muß weit sein," fragt der Bauer.

„Ja, ja, das ist schon weit," meint der Fritz, „das ist die Schul, in der ich bin, die darf gern weit sein, ich frag nit viel nach der Schul."

„So, so — so, so." Der Bauer dreht die Seiten gemächlich um. „Jetzt schau mir einer dahin, da sind ja alle Farben beisammen. Ich weiß schon, das ist Geographie. Jetzt, wir in der Schul haben nur zwei Farben gehabt, rot und blau. Rote Tupfen waren die Städte und blaue Strich die Flüß, und da hat man sich auch ganz schön zurechtgefunden. Und wenn es einer nicht fertiggebracht hat, da hat ihm unser alter Lehrer ein bißle mit dem Stock nachgeholfen, aber nit auf der Kart, auf den Hösle, und dann hat der sie gleich besser verstanden, die Geographie."

Der Fritze lacht ein bißchen und schlägt die Seite rum und sagt: „Das ist Europa, da ist Deutschland ganz klein, aber es ist nochmal groß da." Und er schlägt wieder ein paar Seiten rum: „Schaut, da ist es jetzt groß — und da, das Gelbe, das ist Baden, meine Heimat."

Der Bauer legt seine Pfeife weg und schaut sehr aufmerksam in das Buch: „So, so, das ist jetzt unser Badner Land; aber wie schön es ist, das kann man doch nit drauf sehn." Er nimmt sein Pfeifchen wieder, zieht daran und meint nach einem Weilschen: „Aber die Stadt, wo du daheim bist, die wird nit drauf sein?"

„Doch, doch," ruft der Fritz eifrig, „freilich, schaut, da ist sie schon — Offenburg liegt an der Kinzig!"

„So, so, Offenburg, da hab' ich auch schon Forellen hingefahren." Es

ist eine Weile still in der Stube, dann sagte der Bauer: „Jetzt muß ich aber einmal dummi fragen, gell, aber die Straß, wo du daheim bist oder das Haus, das steht wohl nit hier auf der Landkart?"

Darüber muß der Fritze fast ein bißchen lachen: „Nein, das steht nit da."

„Da weißt du wohl auch gar nimmer, wie die heißt, die Straß, bist halt doch noch ein kleiner Schulbub und so Namen können oft Große nit einmal behalten."

„Was weiß ich nimmer?" begehrt der Fritze auf, „wohl weiß ich's, noch ganz gut weiß ich's, in der Volksstraße Nummer siebzehn wohn ich!"

„So, so, jetzt hab' ich aber für heut Geographie genug," sagt der Bauer und klappt das Buch zu, „ich muß noch eine Fuhr machen, wenn du mit magst, da kommst leicht und billig weiter." Der Bauer steht gemächlich auf und geht breitbeinig zur Türe. Er hat sein Hanskäppchen schief gerückt und schaut sehr spitzbüb'ig und sehr schlan darcin.

Der Bauer macht nun im Hof sein leichtes Korbmägelchen zurecht, legt ein paar Bund Stroh hinten hinein, knotet sie auf und macht sie recht locker. Dann holt er den Schimmel aus dem Stall und schirrt ihn ein.

Der Bub steht am Fenster und schaut recht trübselig in die Ferne. Er ist sehr traurig, daß er kein Stückchen Heimatbrot mehr hat, denn er brauchte es jetzt sehr notwendig.

Der Bauer schmunzelt immer bei der Arbeit und lacht in sich hinein; nun klopft er dem verträumten Bub an die Scheibe und ruft hinauf:

„He, wenn's nun gefällig wär, junger Herr, die Equipage ist angespannt." Er lacht freundlich und nickt ihm einladend zu.

Aber dem Fritze ist's gar nicht ums Lachen und ums Einsteigen, „ach, wieder weiter von der Mutter weg," denkt er. Er hebt die Füße so schwer, als ob Bleigewichte daran hingen und steigt recht trübselig zum Bauer auf den Bock.

„Bürschle, bist doch müd vom Wandern," sagt der Bauer freundlich, „geh, leg dich ins Stroh schlafen."

Nun steigt der Fritze müde und traurig über den Bock hinten in den

Wagen und legt sich ins Stroh schlafen. Der Bauer deckt ihn noch ein bißchen zu; er ist überhaupt sehr sorglich und freundlich. Der Schimmel zieht an, und nun geht die Fahrt los. Fritze ist bald eingeschlafen.

„Hü, Schimmele, tapfer, lauf zu,“ ruft der Bauer und läßt die Peitsche hin und her über sein Schimmele weg tanzen. Als es zu dunkeln beginnt, zündet er die Kerze in seiner Laterne an. Jetzt huscht ein heller Lichtstreif über den Weg, wo der Wagen fährt.

Der Schimmel läuft zu, jetzt geht es über eine große Brücke. Der Bauer dreht sich um mit seinem gutmütigen, verschmitzten Spitzbubengesicht und sagt: „Gell, Büble, Offenburg liegt an der Kinzig, hast mich doch gelehrt?“

Aber das Büble schläft und gibt keine Antwort.

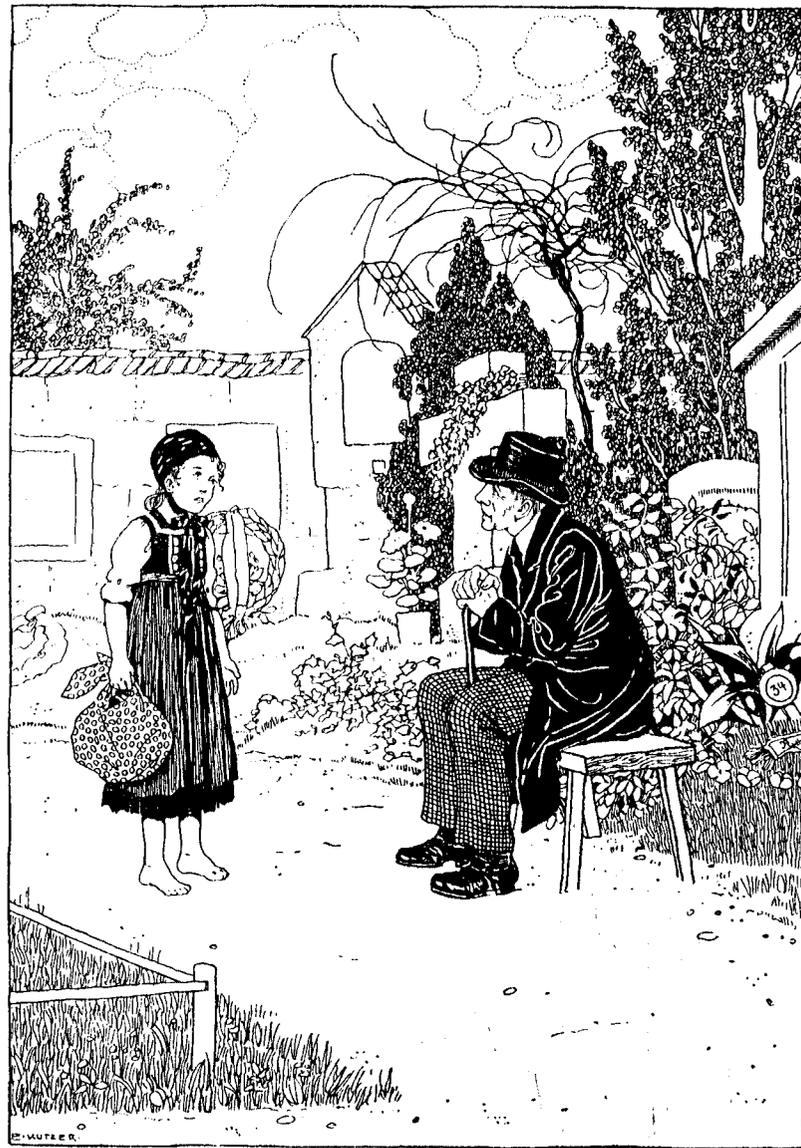
„Um so besser,“ sagt der Bauer, „ich kenn mich hier schon aus, ich werd's schon finden!“

Das würde ihm aber vielleicht doch schwer fallen, wenn nicht eine Laterne in der Volksstraße so freundlich wäre, ihr Licht gerade auf das Hauschildchen „Nr. 17“ zu werfen.

„Hölla, Schimmele!“ Das Fuhrwerk steht, und jetzt fängt der Bauer an gar gewaltig mit der Peitsche zu knallen. Läden werden aufgezogen, Fenster gehen. Jetzt kommt eine Frau aus dem Haus gestürzt und ruft: „Lebt er noch, lebt er noch?“

Dem Fritze träumt gerade, er sei richtig im Kriege angekommen. Au, ist das ein Getralle von Schüssen um ihn herum. Das hätte er doch nicht gedacht, daß es so toll im Kriege zugehe. Au, jetzt muß ihn selbst eine Kugel getroffen haben, er spürt zwar nichts und es tut ihm nicht weh, aber jemand ruft: „Lebt er noch, lebt er noch?“ und beugt sich über ihn. „Lebt er noch, lebt er noch?“ ruft Fritzes Mutter.

„Ha, was wird er mit leben, kein Härle ist ihm gekrümmt,“ sagt der Bauer und kramt den Fritz aus dem Stroh, hebt ihn heraus und stellt ihn auf seine Füße. — „Siehst, Büble,“ sagt er, „so macht man's mit Kindern, die in die Welt hinauswandern, die bringt jeder zur Mutter zurück, weil sie halt dahin gehören!“



„Ach, Heimat hab' ich keine, Herr.“ (S. 36.)

Die kleine Magd.

Das alte Haus wurde eingerissen, das liebe, gute, alte Haus! Es zitterte und bebte, und wenn eine Mauer zusammenfiel, stiegen dicke Staubwolken.

Man konnte denken, es mußte niemand mehr leben von denen, die es einst beschützt und bedacht und deren Kindheit und Alter es behütet; denn die hätten es sicher nicht gelitten, daß man es zusammenriß, sie hätten bittere Tränen darüber weinen müssen.

Die Arbeiter und Maurer aber freuten sich und riefen: Hurra! so oft ein Stück zusammenbrachte. Eben fiel eine Wand, und nun lagen da trauliche Stuben nackt und leer, ohne Dach, mit zwei oder drei Wänden mit alten verblaßten Tapeten, eine grüne mit Kreisrunden, rosenroten Rosenkränzchen, eine blaugeblüimte mit einem Stück Decke, das ein goldener Sternenhimmel war und eine andere Stube mit lauter lachenden, tanzenden Engelchen.

Und wie nun das arme Haus zitterte und rollend und donnernd die Wände zusammenbrachten, war unter all dem Lärm ein ganz, ganz feines Klagen und Wimmern. Man hörte es nur nicht vor dem lauten Getöse der zusammenfallenden Wände und dem Hurrarufen der Arbeiter. Da retteten sie sich, die kleinen Hausgeister, und liefen durch Mörtel und Staub über Mauerstücke und Backsteine, aber niemand sah sie. Es waren alle die guten Hausgeisterchen und Herdheimchen, die nun fliehen mußten, weil sie mit dem alten Haus ihre Heimat verloren.

Die Rosenkränzchen im grünen Zimmer sahen weiß und farblos aus im hellen Tageslicht und die lachenden Tapetenengelchen so blaß und müde; man sah, daß sie bald sterben mußten, so wie die roten Rosenkränzchen, die goldenen Sterne.

Da, als eben die letzte Wand, die mit den lachenden, blassen Tapetenengelchen zusammenfiel, stand auf einmal die Kleinmagd Christel mitten unter den Geisterchen im hohen Ofen und schluchzte auf, als nun die letzte

Wand vom alten Hans zusammenbrach. Sie war gekommen um Abschied zu nehmen. Sie hatte all ihre Habseligkeiten in ein rotes Taschentuch gebunden, sie trug nicht schwer daran. So stand sie da und schaute traurig zu, wie das alte Hans eingerissen wurde; es war ihr, als ob die ganze Welt mit dem guten alten Hans zusammenbreche und sie dachte, daß sie nun bitterarm und heimatlos sei, seit der gute, alte Herr fort und sein Haus eingerissen, daß für sie nun niemand mehr und kein Plätzchen auf der weiten Welt wäre. Sie ging barfuß, Schuh und Strümpfe im Bündel, um sie zu sparen, noch einmal durch den Garten, besuchte all die lieben Fleckchen noch einmal. Die drei schlanken Birkenstämmchen streichelte sie, wie es der alte Herr einst getan, und unter die große Fichte mit den tief niederhängenden Zweigen stellte sie sich und sog den guten Nadelduft ein; sie ging zu den Bäumen und Blumen durch den lieben Garten, wie sie es so oft beim alten Herrn gesehen, und sie fand auch noch dieselben Worte, die er zu seinem Garten geredet. Sie bückte sich und zog sorgsam eine Eisenranke mit der Wurzel aus dem Boden. „Adieu, adieu, du lieber, alter Garten!“ sagte sie leise, „grüß mir auch deine schönen Glühwürmchen im Sommer, die hat der Herr so gern gehabt!“

Über die guten Geisterchen, die da zitternd und wimmernd in dem hohen Efeu gestanden, kam eine große Freude. „Schaut nur, was für ein treues Seelchen die arme kleine Magd ist,“ flüsterten sie untereinander, „mit der wollen wir gehen!“

Eine freudige Beweglichkeit kam nun in die kleine Schar, und nun grabbelten und kletterten, freudig und zappelig unter Lachen und Richern, alle die guten Geisterchen vom alten Haus der Christel ins rote Taschentuchbündelchen.

Die Christel aber zog das eiserne Gartentor zum letzten Male ins Schloß und dachte, daß sie bettelarm und verlassen sei und ließ traurig den Kopf hängen. Die Geisterchen aber kicherten leise und freuten sich über ihren guten Einfall und machten es sich behaglich im ärmlichen, roten Reisebündelchen der kleinen Magd.

So ging die kleine Magd arm und traurig, mit hängendem Kopfe und barfuß, den Efeuzweig mit der Wurzel in der Hand und die guten Geisterchen im Taschentuchbündel auf die Wanderschaft — eben fiel das alte Haus zusammen.

Vor der Stadt schlupfte die kleine Magd durch das Friedhofsörchen und brachte dem alten Herrn den Efeuzweig aus seinem Garten. Sie grub ihn sorglich ein. „Ein letzter Gruß, Herr, aus deinem Garten,“ sagte sie, und die Tränen rannen ihr dabei übers Gesicht.

Auf einem Bänkchen an einem kleinen Kindergrab saß ein alter Mann. Die kleine Magd ging mit einem leisen „Grüß Gott“ an ihm vorbei, denn sie kannte ihn, es war der alte Küster, der oft ihren Herrn besucht hatte. Sein Köppchen lag am Boden und sein Stock auch; er bückte sich danach, die kleine Magd sah es und sprang hinzu, sie war starker als er, und hob sie ihm auf.

Die guten Geisterchen im Bündel lugten neugierig hier und dort zwischen den Falten und Spalten hinaus; ja, zwei Liekten gemächlich zu einem großen Loch hinaus Annschau wie durch ein großes Fenster.

„Wahrhaftig, ein treues Seelchen ist sie, da müssen wir sorgen, daß sie zu einer ordentlichen Frau kommt, wo sie was lernt.“

„Der alte Mann hier gefällt mir aber auch nicht übel,“ sagte das andere Geisterchen, das mit zum Fenster hinausschaute, „sicher hätte sie es da sehr gut!“

„Ein treues Seelchen,“ sagte der alte Küster lächelnd vor sich hin, „das kleine Ding ist, scheint's, ein treues Seelchen, sie hat ihren alten Herrn besucht und ihm einen Efeuzweig aufs Grab gesetzt.“ Er saß in tiefem Sinnen da. — „Ach, wer wird mir einmal ein Blümchen aufs Grab pflanzen, meine Frau ist alt und schwach wie ich, und wir haben niemand Eigenes.“

Seinen Nackfragen erkletterte eben ein anderes Geisterchen, es streckte und reckte sich und flüsterte dem alten Manne ins Ohr hinauf: „Wer nämlich so ein treues Seelchen im Haus hat, ist gut versorgt in gesunden und kranken Tagen, ja, ja.“

„Ja, ja, wer so ein treues Seelchen im Haus hätte,“ sagte der alte Küster nachdenklich vor sich hin, „ich denke, der wäre versorgt in gesunden wie in kranken Tagen!“ Und als er nun die Augen hob, da ging da noch die kleine barfüßige Magd still und lautlos mit traurig gesenktem Kopfe den Kirchhofsweg zum Tor. „Ich kann meine Gedanken gar nicht von dem armen Kinde fortbringen, ich will ein bißchen mit ihm reden,“ dachte er bei sich.

„Christel, Christel, wo gehst du denn hin?“ rief er.

Die kleine Magd kam wieder zurück. „O, Herr, ich weiß es selber nicht,“ sagte sie schüchtern und traurig, „unser liebes, altes Haus hat man ja eingerissen und der Garten soll auch —“ die Wehmut ließ ihr die Stimme versagen.

„Nun, nun,“ tröstete der alte Küster, „du wirst jetzt nach Hause gehen.“

Aber da fing die kleine Magd erst recht an zu schluchzen und zu weinen, als müßte sie die ganze Welt wegschwemmen.

„Ach, Heimat hab' ich keine, Herr — aber ich wollt' wohl recht ordentlich sein und brav schaffen — aber, Herr, ich bin noch so gering, so ein arg Minderwertigs, mich wird niemand wollen!“

Die guten Geisterchen waren flink wieder in das rote Reisbündelchen der kleinen Magd zurückgeschlupft, ließen es sich wohl sein und meinten: „Nun brauchen wir nicht mehr zu helfen, jetzt kommt alles von selbst.“

Der alte Küster und die arme Christel aber gingen still nebeneinander her den Friedhofsweg, von Zeit zu Zeit schluchzte die kleine Magd leise auf und der gute Küster sagte dann: „hm, hm — na, na“ und schüttelte den Kopf.

Es wollte schon dunkel werden, als die beiden an die Stadt kamen. Die Geisterchen lugten dann und wann unzufrieden aus dem roten Bündel und lauschten: „Die Christel weint noch immer.“

Und er redet nichts als „hm, hm“ und „na, na!“

„Wir müssen ihnen helfen,“ flüsterten sie einander zu.

Schon wollte der alte Küster die Hand ausstrecken und der kleinen Magd

Adieu sagen, da flüsterte und piepte es ihm von allen Seiten in die Ohren:

„Sie ist ein treues, treues Seelchen!“

„Halt sie fest!“

„Wer wird dir mal Efeu aufs Grab pflanzen?“

„So ein treues Seelchen ist wie lauterer Gold so wertvoll in gesunden wie in kranken Tagen!“

„Du bist müde und die Frau ist alt.“

„Halt sie fest, sie hat keine Heimat — und ihr habt niemand auf der Welt!“

„Ja, ja, sie ist ein treues Seelchen,“ flüsterte der alte Mann vor sich hin, und er hielt die Hand der kleinen Magd fest und sagte: „Es wird schon dunkel, und wenn du keine Eltern hast, so gehe mit und bleibe über Nacht in unserem Häuschen.“

O, als er das sagte, da glühte in den Augen der kleinen Magd zu tiefst unter all den Tränen ein Hoffnungsfüntchen auf.

Vor seiner Haustüre ließ der Küster die kleine Magd stehen, ging hinein und sagte zu seiner Frau: „Ich habe dir eine Überraschung mitgebracht, draußen vor der Türe steht sie, geh hinaus und hol sie dir.“

Da stand nun das kleine barfüßige Mägdlein mit seinem Reisbündelchen; es sagte: „Grüß Gott,“ und die dicken Tränen liefen ihm nieder. „Meinen Herrn haben sie begraben und sein Haus haben sie eingerissen.“

„Ach, das ist ja die Christel,“ rief Frau Küster, und obwohl sie das Kind streng und scharf durch die Brille hinweg ansah, war ihr Herz doch weich von dem Anblick des weinenden, barfüßigen Mägdleins, das so jung schon in die Fremde mußte sein Brot verdienen.

„Ja, ich bin die Christel,“ sagte die kleine Magd und ließ den Kopf hängen. „Ich bin ja noch ein bißel atg gering,“ sagte sie kläglich, „aber ich wollt' so ordentlich sein und recht schaffen,“ und das Hoffnungsfüntchen in den Augen wurde ganz groß und leuchtete zu der alten Frau hin und sagte: „Nicht wahr, du behälst mich!“

Frau Küster betrachtete sich das Dingchen und wollte den Kopf schütteln,

aber da flüsterte der alte Küster ihr zu: „Sie ist ein treues Seelchen, ich fand sie, wie sie ihrem alten Herrn Efeu aufs Grab setzte — ach, wer wird uns einmal ein Blümchen aufs Grab pflanzen?“

„Ach was, Blümchen aufs Grab, ich will noch gar keine Blümchen aufs Grab,“ flüsterte die Frau Küster fast ein bißchen ärgerlich zurück, „erst wollen wir noch ein Streckchen leben, das Sterben besorgen wir dann später.“ Laut sagte sie: „Du bist noch ein Kindchen und ich brauche eine Magd, die mir die Arbeit tut, ich bin alt.“

„O, ich will gern alles tun,“ sagte die kleine Magd unter Tränen.

Da sprachen die Küsterleute: „Wir können es ja mal versuchen.“

Nun ging die kleine barfüßige Magd zag und schüchtern mit ihrem armseligen Bündelchen voll Habseligkeiten ins Küsterhäuschen, aber sie brachte ein ganzes Bündel voll guter Hausgeisterchen mit; noch merket und wußte es niemand, aber bald werden es alle wohligh gewahr.

„Mutter, zünde die Lampe an,“ sagte der Küster, denn es war schon ganz dunkel in der Stube, „du weißt, ich bin zu zittrig dazu.“

„Zünd an, zünd an!“ flüsterten die Geisterchen dem Mägdelein zu.

„O, schonen Sie sich nur, ich will es schon gerne machen,“ rief die kleine Christel und zündete die kleine Hängelampe an.

„Laß sie gewähren, Mutterle, und komm her zu mir,“ rief der Küster, der in der Kanapee-Ecke saß, „komm, ruh dich, du hast es schon lange verdient; jetzt wollen wir zwei Alte endlich ein bißchen Feierabend machen.“

Das Mägdelein aber legte sein Bündelchen beiseite und goß schnell den Kaffee an, und wie das so duftig und warm durch die Stube zog, wurde es den alten Leuten gar behaglich. Der Küster faßte die Hand der Frau Küsterin und sagte: „Na, Mutterle, wie gefällt dir das Bedientwerden?“ Die nickte mit leisem Lächeln, während die kleine Magd um den Tisch herumging und die Tassen vollschenkte.

Als nun der stille Abend in der Stube lag, erzählte Christel leise: „Um diese Zeit mußte ich meinem guten Herrn immer die Zeitung vorlesen und dann ihm noch ein Abendlied singen.“

„Ei, Mutterle, was sagst du dazu? das könnte uns auch passen!“ rief der Küster, „draußen unterm Türspalt muß das Abendblättchen liegen. Nun können wir unsere alten, schwachen Augen schonen und erfahren doch, was in der Welt geschieht.“

Als auch das Abendblättchen gelesen war und die alten Leuten sich über vieles Neues gewundert, über vieles gefreut, manches voll Mitleid beklagt hatten, sagte die alte Frau: „Morgen ist Sonntag, nun soll uns Christel noch ein Abendlied singen; geh, Vater, du hast so lange nicht mehr gespielt, nimm mal wieder die Geige von der Wand und begleite sie.“

Aber sie sangen nicht nur ein Lied, sie sangen alle die, die der Küster früher auf dem Spinett im alten Haus gespielt: „Wie die Blümlein draußen zittern“, „Ein Kirchlein stand vor Zeiten“, „Wie lieblich sang die Nachtigall an meines Vaters Haus“ und vom Mandelbäumchen. O, was hatten die guten Geisterchen in ihren Schlupfwinkeln für eine Freude, am liebsten hätten sie mitgesungen. Als der alte Küster merkte, daß die kleine Magd fest und sicher war, ließ er seine Geige zweite Stimme singen, nun war es noch viel schöner. Die Fenster standen auf und der Himmel war voll Sterne wie die blaue Stube im alten Haus.

Die schönste Weihnachtspuppe.

Es war einmal ein kleines Mädchen, acht Jahre mocht es sein, denn es ging bereits das zweite Jahr in die große Schule. Dieses achtjährige Venele hatte einen großen, heißen Herzenswunsch, den wußte aber außer ihm gar niemand. Also gar niemand wußte ihn, nicht mal Veneles Mutter. Behüte, die durfte es am allerwenigsten wissen; denn Venele sah doch immer, wie die Mutter das Geld, das Vater verdiente, gar sorgsam in viele Häufchen einteilte. Da war ein Häufchen für Brot, eines für Milch, eines für Hauszins, für Fleisch, für Schuhe bestimmt und so fort. Oft ging die Mutter gedankenvoll umher, und sie sah so aus, als ob sie

leise für sich rechnete und rechnete. Das war, wenn das Geldhäufchen fürs Brot nicht so weit reichen wollte, wie es sollte; da mußte das Geldhäufchen, das für Fleisch bestimmt war, herhalten; so wurde aber das vor der Zeit aufgezehrt. Dann ging's ans Geldhäufchen für die Schuhe. So kam eine ganze Unordnung in die Geldhäufchen; alle miteinander bekamen die Schwindsucht und gingen einem allzufrühen Ende entgegen. Die Mutter wußte nicht aus noch ein, hungern wollte man nicht und auch nicht barfuß laufen; da wurde die Mutter eine Meisterin im Rechnen, die geschickte sorgenvolle Mutter; sie hat es noch immer fertiggebracht, daß es doch langte, und das war kein kleines Kunststückchen.

Das verständige Lenele sah das alles wohl und sagte zu seinem Herzen, das den großen Wunsch hatte: „St, sei still, ich kann's doch Mutter nicht sagen, sie hat doch kein Geld übrig; die Häufchen sind doch so klein, weil der Vater die guten Großeltern auch verhalten muß,“ so redete das Lenele in sich hinein. Nun, Lenele war ja bereits acht Jahre, da kann man wohl verständig und vernünftig sein, aber sein Herz war auch acht Jahre, und das war schrecklich unvernünftig und Lenele hatte zu tun, ihm immer wieder gut zuzureden, daß es sich doch zufrieden gäbe.

Die Mutter und 's Lenele saßen einmal gegen Abend im Turmzimmerchen und schauten zum Fenster hinaus.

Die Sterne standen am Himmel und blinkerten so geheimnisvoll, als ob da oben die kleinen Engel mit lustigen Augen niederschauten, blinkerten und blinkerten so geheimnisvoll, als wollten sie sagen: „Ihr da unten, wenn ihr wüßtet, was wir wissen — wir wissen was Wunderschönes!“

Und es war, als ob 's Lenele unten am Turmfenster es erraten hätte, was die Englein meinten. „Gell, Mutter, jetzt kommt's Christkindchen bald,“ sagte es, und die Mutter nickte.

„Was bringt's Christkindchen denn?“

„O, Christkindchen sieht, was jedes Kind nötig hat; zum Beispiel: Schuhe, Strümpfe und solche Sachen.“

„Schuhe,“ sagt's Lenele, „Strümpfe und solche Sachen,“ sagt es,

als ob diese Sachen von Gummi wären, von sehr dehnbarem Gummi und 's Lenele mußte sie bis ins Unendliche ziehen! Ach, Schuhe, Strümpfe und solche Sachen bringt das Christkind, und Leneles Herz hört jetzt in der Weihnachtszeit so gar nichts auf gutes Zureden und hat so einen ganz anderen Wunsch als Schuhe und Strümpfe. So unvernünftig ist Leneles Herz, daß das ganze Lenele auch unvernünftig wird und ganz leise, damit es doch die Mutter nicht merke, da im Turmzimmerchen am Fenster zu weinen anfängt. Und die Sternlein glitzerten und glitzerten, als blinkten da tausend Englein mit lustigen Augen zur Erde zum Lenele nieder und als wollten sie sagen: „O, wir wissen was Schönes, wir wissen was Wunderschönes, und an deiner Stelle würden wir nicht weinen;“ aber das Lenele verstand die Sterne nicht und war traurig, sogar sehr traurig. Mutter hatte ja gesagt, Christkind bringe Schuhe, Strümpfe und derlei Sachen! Lenele wollt' gerne barfuß gehen, wenn ihr jemand das sehnlichst Gewünschte dafür gegeben. Aber wie konnte ihr das jemand geben? niemand wußte ja von ihrem Wunsch! Nur erraten hätte man ihn können, denn wenn's Lenele zur Schule ging oder aus der Schule kam, stand sie jedesmal länger vor dem Puppenladen auf der Hauptstraße still, also viermal im Tage stand sie da. Mancher der Vorübergehenden, der sie gestern und vorgestern schon hier gesehen, mag sich verwundert haben, immer wieder das kleine Mädchen hier zu treffen, aber wer findet in der Weihnachtszeit, wo jeder Kopf, Herz und Hände vollauf beschäftigt hat, Zeit auf ein kleines Mädchen zu achten, das vorm Puppenladen steht und denkt: „Ach, so viele Püppchen in der Welt und ich soll keines haben!“

Einmal hätte die Lehrerin Leneles Herzwunsch beinahe erraten, aber Lenele kam zu spät in die Schule. „Der Puppenladen ist schuld!“ riefen die kleinen Mädchen, „da kann man sie nie vorbei bekommen!“

O, wie wurde da das Lenele so rot! Die Lehrerin war nun so nahe dran, nun konnte sie so leicht Leneles Herzwunsch erraten, und große Menschen verkehren ja immer mit dem Christkind und sagen ihm alles von den Kleinen. Lenele stand da mit furchtbarem Herzklopfen, aber die

Lehrerin sagte nur: „Setz' dich, weil's Weihnachtszeit ist, sollst du keine Strafe haben.“ Lenele beruhigte sich allmählich, das heiße Gesichtchen kühlte ab, aber ein paar Tropfen standen ihr doch in den Augen. Ach, sie wußte es wohl, so lange niemand ahnte, was sie sich ersehnte, so lange war auch keine Hoffnung, daß dieser Wunsch je in Erfüllung ginge, und niemand, niemand auf der ganzen Welt wußte es.

Noch einmal war jemand nahe daran, Leneles Wunsch zu erraten; das war eine Großmutter. Lenele war bei einer kleinen Freundin eingeladen, und die hatte fünf Puppenkinder. Denkt euch, Trudel hatte fünf und Lenele nicht ein einziges. Trudel hatte sogar ein Puppenwickelkindchen, und als Trudel einmal fortgesprungen, da küßte und herzte Lenele das Wickelkindchen im stillen ganz heimlich, ganz leise. Aber die Großmutter, die mit dem Strickzeug beim Ofen saß, hatte es doch wahrgenommen. Sie sah Lenele gar gültig über die Brille hinweg an und sagte: „Ei, du kleines Mädchen, was bist du doch für eine gute Puppenmama; hast du deine Puppen auch so lieb?“

O, wie wurde Lenele so rot; sie wollte sagen: ich hab' gar kein Püppchen, aber die Tränen stiegen ihr in die Augen und sie konnte gar nicht reden.

„Bist du gar so ein schreckhaftes, schüchternes kleines Mädchen, daß du nicht einmal mit einer alten Frau reden magst?“ sagte die Großmutter gültig, strich dem schüchternen Lenele übers Blondhaar und ging hinaus. Nun kollerten dem Lenele Tränen übers Gesicht, zwei, vier, sechs, immer schön paarweis, ach, wohl einige Dugend Tränen! Ach, es war auch zu bitter, sich alle Tage und immer und immer nur dasselbe zu wünschen und alle Leute gehen dran vorüber und niemand merkt es, daß da ein kleines Mädchen furchtbar, furchtbar glücklich wär, wenn es auch ein Püppchen zum Liebhaben hätte wie andere kleine Mädchen. Niemand hat Leneles großen Wunsch erfahren; ihn zu erraten hat sich niemand die Mühe gegeben, und von selbst davon zu sprechen, das wagte das bescheidene, schüchterne Lenele nicht; nein, das wär' ihr ganz ungeheuerlich vorgekommen hinzustehen und zu sagen: „Ich möcht' eine Puppe haben.“ — Nur der

Mutter hätte sie es leise ins Ohr sagen können, aber das ging jetzt nicht; Mutter war krank, und Vater sagte: „Jetzt brauchen wir das bißchen Geld doppelt nötig.“ Ja, da konnte man von den bitternotwendigen kleinen Geldhäufchen doch nicht eines wegnehmen, um Leneles Herzwunsch zu erfüllen! Noch einmal, am letzten Schultag vor Weihnachten, stand Lenele mit fünf kleinen Freundinnen vor dem Puppenladen, und da lief ihm das Herz über, und es zeigte den kleinen Kameraden die Püppchen: „O, dieses große blonde oder dies kleine schwarze Püppchen! ach, wenn nur eines mein wär', wie wollt' ich gut zu ihm sein!“ Da riefen alle fünf Kamerädchen ihre Wünsche laut durcheinander, und das waren so viele, daß das bescheidene Lenele erschrak und meinte, so viel auf einmal dürfe man sich gewiß nicht wünschen, das sei 'ne Sünde! Da lachten alle das dumme Lenele aus. O, wie hätten sie erst gelacht, wenn sie gewußt hätten, daß dies Lenele den einzigen Wunsch, den es ans Christkind hat, nicht mal zu verraten wagte!

Endlich kam Weihnachten. Christkind brachte dem Lenele kein Bäumchen, wohl weil Mutter krank war und so viel Licht nicht vertragen konnte, aber der Vater gab nach Feierabend Lenele, was Christkind für es gebracht: gestrickte Handschuhe, warm und weich, Schuhe, denn Leneles alte waren vielfach geriefert, sogar ein Wintermäntelchen und einen Pelzmuff — wie besorgt doch das Christkind war! Warum nur dem dummen, kleinen Lenele doch wieder die Tränen kommen? Es sitzt nun allein im Turmzimmer am Fenster und schaut in die heilige Nacht hinaus und denkt an die vielen, vielen Püppchen, die Christkind heute in der Welt verteilt und daß auf es keines gefallen! — O, wie blinkten draußen die Sternchen so besonders freundlich nieder; wenn Lenele nur recht geschaut hätte, dann wäre es still geworden und zufrieden, denn die Sterne sagen ja immer: „Ach, du kleiner Mensch da unten, kümmer dich doch nicht und sei nicht traurig. — Schwupp! da fiel ein Sternchen nieder, und in diesem selben Augenblick faltete Lenele, das kleine, dumme Lenele, das heute abend ganz vergaß, seinem Herzen Vernunft zu predigen, die Hände und sagte:

„Ach, lieber Gott, schenk' mir doch ein Püppchen!“ — Und alles blieb still und dunkel, die Sternlein funkelten weiter, und 's Lenele saß traurig im Turmzimmerchen am Fenster. Es dachte an seine fünf Kamerädchen, und daß das Christkind wohl jedem einen Weihnachtsbaum und ein Püppchen gebracht. Endlich ging es still ins Bett, denn im Krankenzimmer konnte man es nicht brauchen, und dann schlief 's Lenele ein und hatte im Schlaf noch ein trauriges Gesichtchen.

Die Glocken hatten noch nicht den ersten Feiertag verkündet, es war noch in der heiligen Nacht, da weckte der Vater das Lenele. Er hielt ein Licht in der Hand und sagte leise: „Lenele, Lenele, komm, steh auf und sieh, was die Mutter, nein, der liebe Gott selbst dir zu Weihnachten geschenkt hat!“

„O, der liebe Gott? o geschenkt? mir geschenkt? wo?“ so stotterte das Lenele, und sein Herz klopfte. Der Vater hielt das Licht hoch — da stand dicht an Leneles Bett gerückt ein langes Körbchen auf dem Stuhl, und der Vater sagte leise: „Siehst du, das ist nun dein Kindchen, das mußt du dein Leben lang beschützen und behüten und immer für es sorgen!“ — O, o, da stand dem kleinen Lenele der Atem still. Vater ging wieder mit dem Licht ins Krankenzimmer, Lenele war allein. Nur das kleine Nachtlichtchen brannte, der Mond schaute ins Turmzimmerchen, die Sternlein blinkten wie lachende Engelsaugen nieder, als wollten sie sagen: „Siehst du's jetzt ein, Lenele, daß du gar nicht hättest traurig sein brauchen!“ Das kleine Lenele aber in seinem Nachtkittelchen saß auf seinem Bettrand, und nun schlang es die Arme um das Kindlein samt dem Körbchen. „O du mein Weihnachtspüppchen,“ sagte das Lenele, „du allerschönstes, das heut ein kleines Mädchen bekommen — die Mutter, nein, der liebe Gott selbst hat mir das Weihnachtspüppchen geschenkt!“ Und nun im kleinen Turmzimmer, im vierten Stock, im Mond- und Sternlicht, mitten in der heiligen Nacht, gab das Lenele seinem lebendigen Püppchen, seinem jungen Schwesterlein, den ersten Kuß. „Ich will dich sehr lieb haben, mein ganzes Leben lang,“ dachte es. Und es suchte mit

den Augen das kleine, lebendige Blindelchen, legte den Kopf neben das Schwesterlein, während ihm die hellen Tränen übers lachende Gesicht liefen. — Ja, wer hätte das gedacht, daß das Lenele, das kleine, bescheidene Lenele, das nicht mal seinen Wunsch laut gesagt, von allen kleinen Mädchen auf der ganzen Welt die schönste, die allerliebste Weihnachtspuppe bekommen sollte, eine lebendige!

Als es Frühling wurde und man hier und da schon kleine Puppenmütter in geschützten Höfchen auf Treppen in warmen Winkelchen mit ihren Puppen sitzen sah, da durfte auch Lenele mit seinem Weihnachtspüppchen im Höfchen sitzen. Weihnachtspüppchen war gewachsen, war schöner, größer und klüger geworden, es konnte lachen und weinen, die Anglein auf- und zumachen, ja, sogar ein ganzes Fläschchen Milch aussaugen, so klug und verständig war es, und es würde immer noch mehr Künste dazu lernen, was von den Weihnachtspüppchen der anderen nicht zu hoffen war. Ja, es war die schönste Weihnachtspuppe, die je ein kleines, braves Mädchen bekommen hat, und fehlt nur die kleine Freundin, die ja zu Hause fünf Puppen hat, will von allen fünf nichts mehr wissen, sondern sitzt da beim Lenele im Höfchen und hilft ihm sein lebendiges Püppchen lieb haben, und man sieht's ihr an, sie hätte gar zu gern auch so ein lebendiges Püppchen wie das glückliche Lenele.

Der schwarze Mann.

„Seid brav, Kinder, seid brav, der schwarze Mann ist im Haus!“ sagt „Mariechen Müller zu ihren Puppenkindern. „Huhuh, der schwarze Mann!“ Und Mariechen selbst, das lustige, übermüthige Mariechen, ist zum Nichtwiedererkennen brav. Es sitzt mit seinen Puppenkindern in der Fensternische und erzählt ihnen leise — mit halbblauter Stimme vom schwarzen Mann mit all der Angst und Bangigkeit, die ihr zitterndes Seelchen erfüllt.

„Huhuh, der schwarze Mann!
Er steckt die Kinder in den Sack
Und trägt sie alle huckepack
Zu Bären und zu Wölfen,
Kein Mensch kann da mehr helfen!“

Huhuh, ist das ein gruseliges Kinderbuchverschen, nur Amanda und Schön Rottraut verstehen das Gruseln nicht, sie schauen unbewegt von der schauerlichen Geschichte lächelnd ihr Mütterchen an. Das aber behält voll Bangen die Straße im Auge, es wird ja erst wieder das fröhliche Mariechen und von aller Angst befreit, wenn es sieht, daß der schwarze Mann aus dem Haus ist. Darum beobachtet es unausgesetzt die Straße. Es schneit, die Leute sind eilig. An der Ecke dreht der alte Spielmann die Orgel. Es schneit ihm ins weiße Haar, denn sein Käppchen liegt, bereit Almosen zu empfangen, auf der Orgel. „Alle Leute laufen vorbei“ — erzählt das Puppenmütterchen oben am Fenster seiner lächelnden Amanda und Schön Rottraut, „ach, alle laufen am armen alten Orgelmann vorbei und sein Käppchen bleibt leer. — Es hat aber auch niemand heute ein bißchen Zeit, alles rennt. Da, da — st, fffft — a, ha, ha — da, st! jetzt geht der schwarze Mann — Rottrautrottraut, Amandaamanda brav-brav sein!“ Das Puppenmütterchen duckt sich ängstlich, daß nur noch seine Nasenspitze übers Fensterbrett schaut. In dieser Stellung berichtet es weiter, was draußen auf der Straße vor sich geht. Es scheint sehr aufregend. „O, der schwarze Mann — o der, der tut — der bleibt bei dem alten Orgelmann stehen, — jetzt gibt er ihm was, jetzt setzt er ihm 's Käppchen auf — o! und jetzt, tut er ihm noch dazu den Orgelwagen schieben, und er führt den alten Mann und — da, jetzt sind sie um die Ecke!“

Mariechen sitzt lange still in sich gekehrt bei seinen Puppen und denkt den Ereignissen nach. Als es sie in Herz und Kopf einigermaßen verarbeitet und das Unbegreifliche begriffen, hebt es das Fingerchen und lehrt die Kinder etwas ganz Neues: „Der schwarze Mann ist gar nicht zum Fürchten und böß, der schwarze Mann ist ein guter, gunter Mann, zum lieb-

haben.“ So lehrt sie und ist ganz durchdrungen von dieser neuen Lehre, ja, man kann sagen, Amandas und Rottrauts Mutter hat den schwarzen Mann gleich in ihr Herz eingeschlossen.

„Guckt da,“ ruft sie jetzt erfreut, „jetzt schaut er vom Rathausdach runter, grad neben dem Storchennest!“ Mariechen Müller winkt ihm eifrig mit dem weißen Taschentüchlehen, und jetzt nimmt er sein schwarzes Käppchen vom Kopf und winkt wieder. Welches Glück, wenn so ein hochstehender Mann ein kleines Mädchel beachtet!

Die Freundschaft zwischen Mariechen Müller und dem schwarzen Mann hatte nun aus der Ferne begonnen und sollte sich bald in der Nähe fortsetzen. Mariechen wartete mit Ungeduld darauf, daß der schwarze Mann endlich wieder einmal ins Haus käme. Sie fürchtete jetzt kein bißchen Angst mehr vor ihm, sie hat es ja mit eigenen Augen gesehen, daß er ein guter Mensch ist, und vor guten Menschen braucht sich nicht mal ein kleines Tierchen zu fürchten. — Endlich, endlich kommt der schwarze Mann auch mal wieder zu Müllers, und Mariechen empfängt sogleich den ersehnten Besuch: „Was hast denn du da oben auf dem Rathaus bei den Störchen getan?“

Der schwarze Mann muß lachen, daß seine weißen Zähne blitzen, das sieht noch viel lustiger aus als bei gewöhnlichen Menschen — überhaupt, was ist ein gewöhnlicher Mensch gegen so einen merkwürdigen schwarzen Mann! Das Mariechen betrachtet ihn, als müßte es ihn bis auf die Seele untersuchen.

Der schwarze Mann lacht: „Was ich auf dem Rathausdach getan hab'? — Du hast es ja gesehen, den Storchherrschaften habe ich meinen Besuch abgestattet und hab' mir ein Bübchen bestellt!“

Dem Mariechen steht der Mund offen und der Verstand still, sein Züngchen kommt aber doch gleich wieder in Bewegung: „Hast du es schon?“

Der schwarze Mann nickt: „Nun, der Storch scheint schon ein bißchen alt und vergeßlich, jetzt hat er das verwechselt — aber das macht ja

nichts, man hat ja die Mädchen so lieb wie die Buben — so hat er halt ein kleines Mädchen gebracht.“

— „Ein schwarzes?“ fragt das Mariechen atemlos.

„Oho nein,“ nun muß der merkwürdige schwarze Mann wieder ganz schrecklich lachen, „nein, nein, denk dir nur, ein ganz weißes Kindchen, mit goldenen Härchen und blauen Augen — und — lachen kann es auch schon!“ —

O, o, o so ein Wunder! In Mariechens Herz kommt eine große Sehnsucht — „goldene Härchen, blaue Augen und lachen kann es auch schon!“ — Daß man noch nie daran gedacht hat, so ein lebendiges Kindchen haben müßte eigentlich noch hunderttausendmillionenmal schöner sein als so eine Amanda und eine Nottrant — ach, wer doch auch so ein lebendiges Kindchen geschenkt bekäme! — Ob der schwarze Mann nachher wieder aufs Rathaus geht? —

Mariechen Müller sitzt mit einem langen, großen Bettel im Treppenhaus und wartet aufgeregt in einem dümmrigen Winkeln auf ihren Freund, den schwarzen Mann. Immer wieder buchstabiert sie mühevoll den langen Bettel, darauf wohl ebenso mühselig, mehr hingemalt als geschrieben, das alte Sprüchlein steht:

„Storch, Storch, Langbein,
bring mir auch ein Kindle heim!“

Endlich, endlich kommt der schwarze Mann. Nun gibt sie ihm, fein zusammengefasst, den langen Bettel. „Von mir!“ sagt sie geheimnisvoll, „steck ihn gut ins Nest, aber so, daß sie ihn gleich finden und so, daß sie ihn gut lesen können,“ und sie legt den Finger auf den Mund: „aber niemand, niemand was sagen!“ —

Nun wartet Mariechen Müller aufgeregt auf der Straße, bis der schwarze Mann auf dem Rathausdach erscheint. Jetzt winkt er ihr mit dem schwarzen Käppchen, jetzt hat er den Bettel wohl abgegeben.

Mariechen Müller verbringt nun freudig erregte Tage. Kein Mensch hat so ein großes Geheimnis wie das Mariechen, und hundertmal im

Tage steht es vor der großen Frage, „ob es wohl ein Bübchen oder ein Mädchen sein wird?“

Da, einmal, es war gerade zur schönen Zeit, da man die Kirichen von den Bäumen pflückt, und Mariechen Müller war zu diesem Zwecke den ganzen Tag bei einer Tante über Land gewesen — da als sie nach Hause kam — denkt euch nur, gerade an dem Tag hat der Storch ein weißes Bübchen mit goldenen Haaren und blauen Augen, wohl das aller Schönste, das zu haben war, für Müllers ausgesucht. Lachen konnte es noch nicht, aber schreien konnte das geschickte Bübchen schon gleich — o, war das wunderschön!

Schneewittchen.

Kein Märchen.

Dem himmelblauen, großen Pfändnerhaus, das rote Kletterrosen bewachsen, steht im selben Kleide wie ein geringes, kleines Schwesterchen das Pförtnerhaus zur Seite. Es ist auch blau gestrichen wie der klarste Sommerhimmel, von roten Kletterrosen umrankt wie die große Schwester, aber sonst tot und kalt. Kein Schornstein raucht, mit blinden Scheiben steht es leer am Wege. Nur das Törchen unter den roten Rosenbüscheln fliegt manchmal weit auf, als wollte das Häuschen sehnsüchtig die Arme ausstrecken und rufen: „Wer kommt zu mir?“ und manchmal, weil es gar so ein nettes Plätzchen, setzen sich die Kinder für ein Weilchen auf seine Steintreppe. Sonst steht es nutzlos am Wege und sieht doch so aus, als möchte es gerne gute Leute bedachen und beschützen.

Das Häuschen hat nur ein Zimmer und eine Küche und ist für ein billiges zu kaufen. Aber wer so klein und bescheiden ist, daß er in das Häuschen paßt, der hat kein Geld, und wer Geld hat, möchte sich nicht in solch geringes Häuschen ducken. So steht es immerzu leer, niemand will es.

Oben im großen Pfändnerhaus schaut, in die weite Pfändnerstube, die Fenster nach vier Seiten hat, zu dem einen das Abendrot hinein, zum

andern der Mond, zum dritten Fenster schaut ein letztes Nestchen der untergehenden Sonne und zum vierten sieht man auf's Städtchen hinab, sieht hier und da ein Licht in den Häusern, sieht weitgedehnte Wiesen bis zum Waldbrand, hört Frösche quaken und Grillen zirpen.

„Da weiß man nicht, wo man hinschauen soll,“ sagen die alten Pfründnerstentchen, „der Himmel ist so schön und die Welt auch, man weiß nicht, wo man hingehört.“

Die alte Margret sitzt allein an dem Fenster nach den Wiesen. Der Mond schlägt ein Silberbrückchen vom Himmel zum Pfründnerhaus. „Möchtest uns alte Männlein und Weiblein schon heimlocken?“ sagt die alte Margret vor sich hin. Sie schaut auf's kleine, tote Pfründnerhaus hinab: „O Häusle, murest mich traurig an, so wie du steh' ich nutzlos am Weg, so grad wie du.“ Dann wandern ihre Gedanken noch ein Weilchen in ihrem Leben herum, und dann geht die alte Margret schlafen. Zuerst betet sie ein bißchen, dann sitzt sie auf einmal wieder hellwach in ihrem Bett. Der Mond füllt die Dachkammer mit Licht. Da steht die Margret auf und sucht und kratzt in ihren Häbseligkeiten. Dann bringt sie einen gut verknüpften Strumpf zum Vorschein und beginnt zu zählen, leise, leise, damit das liebe Geld nicht gar so sehr kurre und rolle und begehrlischen Leuten in die Ohren schreie: Scht, scht, still, still, ihr lieben, lieben Groschen! „Sih!“ — wie die alte Margret lachen muß, daß alle sie für arm halten, und sie ist so reich, daß einmal die Stadtmusik an ihrem Grabe spielen wird und so viele Kerzen um ihren Sarg brennen werden, als sie Jahre zählt, siebzig, achtzig, am Ende noch mehr, wer kann das wissen! Wie werden alle die Augen aufreißen und die vielen brennenden Kerzen bewundern und sagen: „Schaut nur, schaut, wie ein Nobles wird die alte Margret begraben!“

Es ist schon halb Mitternacht, bis die alte Margret zur Ruhe kommt. Dann und wann geht noch ein Seufzer durch's Dachstübchen, und die alte Margret wischt sich die Augen am Bettzipfel, denn sie denkt gerührt an ihr schönes Begräbniß. Nach einer Weile faltet sie die Hände und sagt:

„O Gott, ich Armseliges, ein Strumpf voll Geld im Bettstroh und steh' doch gradso unnütz da am Weg wie's tote Häusle drüben.“

Im Pfründnerhaus war ein Abend wie der andere. Die Männer gingen, ihr Pfeisichen rauchend, in der großen Stube auf und ab, und die alten Frauen saßen spinnend beieinander. Einmal kam ein Gast ins Pfründnerhaus, der konnte nicht mit den alten Männern rauchen und nicht mit den alten Frauen spinnen, der Gast war ein Kind, ein kleines Mädchen. Weil niemand sich um den kleinen Gast kümmerte, stand er am Fenster, das nach den Wiesen ging, drückte sein Näschen platt und schaute recht trübselig in die Welt. Weil aber der Mond so wunderselig über die Wiesen spielte, kam für die alte Margret ein bunter Reigen daher, ihre Kindertage, Hand in Hand mit alten Märchen, und da sagte sie: „Komm, Schmierfinkle, ich erzähl' dir ein Wundergeschichtel.“ Zuerst putzte sie dem Gast das Näschen, rauh und schmerzhaft, aber es war doch Liebe und Sorgfalt dabei und arg nötig war es auch, dann begann sie hochdeutsch das alte Märchen von der Königin, die sich ein Kindlein wünschte:

„Es war einmal mitten im Winter, und die Flocken fielen wie Federn vom Himmel; da saß eine Königin am Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee schaute, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote in dem weißen Schnee so schön ausah, dachte sie bei sich: „Hätt' ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz.“

Da hörte die alte Margret auf einmal zu erzählen auf, schaute mit gefalteten Händen in den Mond und dachte bei sich, daß sie keine Königin wär, aber — es war gerade so über sie gekommen, daß sie wie die Königin auch gern ein Kindlein für sich allein haben möchte. So weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz braucht es nicht zu sein. Die Margret würde da keine Vorschriften machen, und wenn es ganz einfach ein struppiges Böpschen hätte, und wenn es ein rechtes Schmierfinkle wär' mit ungeputztem Näschen, könnte sie es doch recht lieb haben,

meinte die alte Margret bei sich, denn sie wäre ja keine Königin. Die alte Margret rückt ein bißchen näher zum kleinen Gast und beide schauen still zum Fenster hinaus, wo das tote Häuschen am Wege steht, über das der Mond spielt. Die alte Margret legt den Arm um den kleinen Fremdling, und leise, heimlich, niemand kann es merken, spinn und webt das Schicksal seine Fäden um die alte, einsame Margret, den verwaisten Gast und das tote Häuschen am Wege.

Die Schwester kommt mit der Laterne und sagt: „Gut Nacht beisammen, 's ist Schlafenszeit.“ Da gehen die alten Leutchen beim Laternenschein der Schwester vorsichtig über die Treppe schlafen. Die alte Margret geht am langsamsten, sie trägt das Kind. Sie hält es fest an sich und bleibt hinter den andern zurück. Das Kind ist halb im Schlaf, es legt sein Gesicht warm an ihren Hals und sein struppiges, starres Böpschen klibelt die alte Margrete im Gesicht herum. Sie lächelt dazu und läßt es gerne geschehen. Jetzt streckt sich das Kind. „Wünsch mir auch ein Kindchen wie die Königin, so weiß und so rot und so —“ sagt es verschlafen.

Die alte Margret ist ganz gerührt. „O, o, da wünschst dich auch ein Einsames was zum Liebhaben, und da streckt es die Kinderärmle nach einer Puppä aus,“ denkt sie.

An ihrer Kammertüre muß die Margret das Kind der Schwester übergeben. Sie sitzt dann auf ihrem Bettrand und das Märchen geht ihr nicht aus dem Sinn. Schneeweiß und rot wie Blut und schwarz wie Ebenholz, so wünschte sich die Königin ein Kindchen — es war eben eine Königin; die alte Margret wünscht sich eines, das hat ein struppiges Böpschen, kein Hemdchen auf dem Leib und ein ungeflacktes Röcklein. — „O Herz, Herz, was redest auch,“ gibt die alte Margret ihren Wünschen zur Antwort, „und wo blieb dann die schöne Grabmusik, und wo blieben die vielen Kerzen — nichts wär's dann mit dem schönen Totenfest!“ Fern, fern hört die alte Margret die schöne Musik verklingen, und die siebzig Kerzen sieht sie verlöschen. Sie steht auf, kramt in ihren Sachen und bringt wieder den Strumpf zum Vorschein.

Ah, wie die lieben Groschen blinken und leise klingen — sch! sch! denn die Wände haben Ohren. Die alte Margret zählt wieder ihre Groschen, nur heute mit anderen Wünschen im Herzen. Sie hat den Riegel vor die Türe geschoben; leise, ängstlich zählt sie, und als sie fertig ist mit Zählen, fällt eine dicke Träne unter die Groschen und die kleinen Silberstücke. „Es langt nit, um ein Kindle zu verhalten,“ sagt die alte Margret und packt wieder zusammen. Die siebzig oder achtzig Kerzen können also brennen, die Musik wird spielen, aber die alte Margret hat keine Freude mehr an ihrem schönen Begräbnis.

Am andern Morgen früh bündelt sie den Strumpf noch einmal auf und leert ihn doch. Der liegt nun, achtlos aufs Bett geworfen, arg mager und faltig da.

Gegen Mittag kam die Margret mit einem kleinen, wohlverschmürten Paketchen an. Sie rief den jungen Gast abseits und packte langsam und vorsichtig das geheimnisvolle Paketchen aus.

„O, o!“ — das Herz stand dem kleinen Gast beinahe still vor Jubel und Glück über dies Geschenk, eine „Puppä“ war's, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz.

„Schneewittchen“ soll es heißen, „Schneewittchen, Schneewittchen,“ jubelt das Kind.

„Schneewittchen soll es heißen,“ sagt die alte Margret mit Tränen in den Augen, „Schneewittchen“ — also eine Königin, ein armes, mutterfeligalleins Kindle und ein altes Spitalweible, so verschiedene Leutle und haben all den gleichen Herzenswunsch!

Es war gerade vier Wochen später, am zweiundzwanzigsten November, da stand die Margret früher auf als sonst, ging zum alten Küster, der ein guter Freund von ihr war, und entlehnte sich für diesen Vormittag die Brille. „Bis zum Mittagläuten bring' ich sie wieder,“ sagte sie und dachte bei sich: „Gott weiß, wie dann die Welt für mich aussieht!“

„Zweiundzwanzighundert und siebenundfünfzig,“ sagte sie immerzu vor sich hin, blieb endlich an einem Laden stehen und tupfte mit zittrigen

Fingern die Scheiben blind. „O Ihr, seid so gut, helft mir ein wenig suchen,“ sagte sie zu einem herzutretenden Arbeiter, „zweiundzwanzig=hundertsiebenundfünfzig, guckt doch recht zu, ob es etwas gewonnen hat?“

„Ja, freilich,“ sagte der Arbeiter und zeigt aufs Geradewohl in die Zahlenreihe, „schaut, ein Kaffeeservisle.“

„O je, o je, ein Kaffeeservisle,“ sagt die Margret und fühlt ihre Knie zittern. „Ein Kaffeeservisle und ich hab' gemeint ich sollt' mal ein Märle erleben.“

Der Arbeiter mußte lachen. „Das glaub' ich schon, 's große Los mücht jeder!“ —

Der alten Margret war sehr elend. Mit so viel Hoffnung hatte sie ein Achtellos genommen, nun sah sie fern, fern noch einmal das Pförtnerhäuschen mit dem offenen Tore unter den spinnenden Rosen und sah das verwaiste Manele mit den braunen Händchen einen Scheidegruß winken. So geht sie gebückt in den Laden und zeigt ihr Los. Es geht lange Zeit, das feine Fräulein durchfliegt mit dem Zeigefinger die Zahlenreihen. Die Margret „ist so frei“ und setzt sich „ein wenig“.

Das Fräulein seufzt ungeduldig. „Unter den großen Gewinnen ist's mal nicht — der reiche Wassermann hat's große Los — es heißt nicht umsonst: Wo Tauben sind, da fliegen Tauben hin.“

„Nein, nein, ich bin nit für Taube, ich könnt' doch kein so liebes Tierle uns Lebe bringe — einmal hab' ich's müsse, da hab' ich ihm erst ein Schmilzle geben,“ sagt die alte Margret. Es ist ihr zwar nicht ums Reden, aber weil das feine Fräulein so freundlich ist und sie mit einer Ansprache beehrt, will auch sie freundlich sein.

„Ueh!“ schreit das Fräulein auf einmal hell auf, „wahrhaftig, zweiundzwanzighundertsiebenundfünfzig ist noch ein Trefferle — fünftausend Mark!“

Daheim im Pfündnergarten unter den alten Rußbäumen steht das verwaiste Manele. Da breitet die Margret die Arme aus, weit, wie das Pförtnerhäuschen sein Tor und ruft:

„Manele, Manele, willst mein Schneewittchen sein?“

Die Margret kauft nun das Pförtnerhäuschen und zieht mit dem Manele hinein. Abends baut der Mond sein Silberbrüchchen auch zum Pförtnerhäuschen, aber die Margret winkt ihm ab. „Nein, nein, ich kann nicht kommen, der da oben weiß, daß ich hier unten noch Arbeit hab'.“ Das Kind sitzt bei der alten Margret und drückt sein Schneewittchen ans Herz, die alte Margret aber legt's Strickzeug zusammen und sagt: „Ich will dir jetzt ein Wundergeschichtchen erzählen, es ist nicht aus der alten Zeit und ist auch kein Märchen, es wird darin kein Prinz zum Drachen und kein wüßtes Tier zur schönen Prinzessin, das Geschichtchen ist so: Es war einmal ein altes Weible, das hatte nichts in der Welt als einen Strumpf voll Geld und meinte schon mit dem Leben fertig zu sein und wünschte sich nur mehr siebzig oder achtzig brennende Totenkerzen und eine schöne Grabmusik. — Und es war einmal ein verwaistes Kindle, arm wie ein nestloses Büglein; und es war einmal ein kleines Häuschen am Weg, leer und ungenutzt und kein Mensch wollte es. Da kam das nestlose Mägdelein dem alten Weible in den Weg, und nun wurd's lustig. Das Kindel blies mit einem Male alle Grabkerzen aus, und die toten Groschen im grauen Strumpf wurden lebendig und rollten mit Lachen in die Welt, und als sie wieder kamen, da sagten sie: „Für dich hast du uns brauchen wollen in Hochmut und Stolz, dafür waren wir als Nickel lang gut; aber als du uns für andere haben wolltest, in Liebe und Barmherzigkeit, da sind wir zu lauterem Gold geworden. Und zum Schluß machte das Rosenhäusle am Weg auf, das ungenutzt und leer war, machte sein Tor weit auf und rief: „Kommt ihr endlich, ihr lieben Leutle, hab' schon lange gewartet euch bergen und schützen zu dürfen — stand bisher immer so nutzlos am Wege.“ „Grad wie ich,“ sagte da das alte Weible zu dem Häuschen, „aber jetzt sind wir es beide nicht mehr.“ Und da zogen das Weible und das Kind in das Rosenhäuschen und waren glücklich und froh.“ — So erzählte die alte Margret, und 's Manele machte ein schlaues Gesicht und sagte: „Das Geschichtchen kenn' ich auch.“ —

Sankt Nikolaus.

Morgen abend kommt Sankt Nikolaus. Er hat einen großen Bart und eine Besenrute — ob er böß ist, zum Fürchten? Gretchen muß sich erkundigen. Mit ernstern, bedächtigen Schritten geht sie über den Hof, vorsichtig um jede Pfütze, hebt auch ernsthaft ihr Röckchen hoch, wie Mutter es tut, obwohl das gar nicht nötig ist, und will zur jungen Kutschersfrau. Am Schlüßelloch gucken darf man nicht, ach, sie weiß es wohl, aber da drinnen weint jemand; — wer es wohl ist? — Gretchen guckt durchs Schlüßelloch und nickt betrübt; ja, es stimmt, da drinnen weint die junge Kutschersfrau in ihre Schürze — ist ganz allein und weint. — „Nein, ich darf nicht hineingehen,“ überlegt Gretchen; „die weint wohl lieber für sich.“ — Gretchen schämt sich auch, wenn jemand sieht, daß sie weint. Sie steht noch ein Weilchen an der Tür; dann geht sie betrübt fort über den Hof zurück, vorsichtig um jede Pfütze, das Röckchen hochgehoben.

Nun erkundigt sie sich bei der Putzfrau: „Du, hat Sankt Nikolaus einen langen Bart, und ist er zum Fürchten böß?“

„Wo denkst du hin,“ sagt die Putzfrau, „das ist ein braver Mann, der bringt Äpfel und Nüsse, Puppen, Wälle, Nussknacker, Soldaten, Säbel und Gewehr, gar einen Hampelmann und alles, was man nur Schönes träumen kann — das bringt er.“

„Hat er einen Stock, eine Rute und einen Sack?“

„Ja natürlich! — Einen Sack hat er für all die vielen, schönen Sachen! — Nein, nein, er steckt keine Kinder hinein, brauchst nicht bange zu sein! Einen Stock hat er freilich, einen großen, um sich darauf zu stützen, denn er trägt schwer. Eine Besenrute hat er auch, — aber, — komm, ich sag' dir's ins Ohr — sie ist von guter Schokolade. Gell, da lachst du, gell, die möchtest du! — Na, wenn du beten kannst, ganz allein, dann bekommst du alles, was du willst — am Ende gar eine Puppenstube oder ein weißes Schäfchen, das richtig Wäh! sagen kann und mit dem Kopfe dazu nickt.“

Es ist fünf Uhr, nicht Tag und nicht Nacht, aber bis in einer halben Stunde — in einer Stunde ist es ganz dunkel. Dann kommt's — tapp, tapp, — dann klopft's an die Tür — bumm, bumm, — das wird Sankt Nikolaus sein.

„Putzfrau, sag' mir noch, hat er alle Menschen lieb und tut er allen gut? Weiß er es auch, daß dem Kutscher seine Frau die ganze Zeit weint und weint — warum weint sie denn?“

„Die arme Frau, warum wohl? — Weil der Kutscher ein bitterböser Mann ist und jeden Abend fort geht Karten spielen und seine Frau mutterselnenallein läßt, darum weint sie.“

„Tapp, tapp — bumm, bumm!“ — „Putzfrau, sei still, ich glaub', da kommt er schon! Das ist Sankt Nikolaus! Er hat eine Besenrute und einen großen Sack, er hat einen langen, weißen Bart und brummt hinein, und er stützt sich auf einen dicken Stock.“

Gretchen steht und schaut ihn mit großen Augen an, nein, sie fürchtet sich nicht, kein bißchen — sie kann ja beten. Sie sagt es ihm auch gleich: „Ich kann beten! Laß mich! Ganz allein.“

„Lieber Sankt Nikolaus, ich weiß, du willst mir Äpfel und Nüsse geben, oder eine Schokoladenrute, oder ein Schäfchen, das richtig Wäh! sagen kann — aber bring lieber der Kutschersfrau was, du weißt wie die weint, in einem fort. — Ich glaube, die ganze Schürze voll hat sie geweint, ich hab' es selbst gesehen heute abend am Schlüßelloch. — Der Kutscher ist ein bitterböser Mann, weil er jeden Abend fort geht Karten spielen — sagt die Putzfrau — und darum muß sie mutterselnenallein weinen — geh, bring ihr was!“ —

Sankt Nikolaus hat eine großmächtige Pelzkappe — wie der Kutscher — hat hohe Filzschuhe, wie der Kutscher, er schaut so freundlich mit hellen Augen und lacht, gerade wie Johann der Kutscher — ja wenn man nicht ganz genau wüßte, daß Sankt Nikolaus Sankt Nikolaus und nicht der Kutscher ist! Sankt Nikolaus leert seinen großen Sack mit Äpfeln, Nüssen und Brezeln. — „Da und da — nimm's nur, meine schönsten Sachen

follest du haben!“ — Er ladet eine Puppenstube ab, ein Wässhäfchen und gibt Grete eine feine Schokoladenrute zum Aufessen. — Da lacht die Grete.

„Du hast brav gebetet,“ sagt Sanct Nikolaus, „nimm nur das alles, für die arme Kutschersfrau hab' ich noch was Besseres!“ — Dann geht er.

Am Schlüsselloch gucken ist nicht schön, Gretchen weiß es, sie will es nie mehr tun, nur heute abend noch einmal sehen, ob die Kutschersfrau noch weint — nur heute abend noch mal.

Sie geht über den dunkeln Hof mit kleinen, eiligen Schritten, vorsichtig um jede Pfütze, das Köckchen hochgehoben. Sie stellt sich auf die Spitzen, sie guckt durchs Schlüsselloch — da drinnen sitzt die Kutschersfrau und — weint nicht, nein, sie lacht und sieht fürchtbar froh aus. Und sie ist auch nicht allein — ihr Mann ist da. — Er steht vor ihr — er muß eben heimgekommen sein und hält ihre Hand und lacht auch und erzählt ihr was — und gibt ihr nun noch die andere Hand. Es sieht aus, als wollte er gerade sagen: „Jetzt will ich nie mehr so bitterböös sein und fortgehen Karten spielen und dich allein lassen,“ — ja, gerade so sieht es aus. — Der Kutscher hat eine mächtige große Pelzkappe und riesige Filzschuhe — gerade wie Sanct Nikolaus. — Er schaut freundlich mit hellen Augen und lacht, — ja, wenn man nicht ganz genau wüßte, daß es der Kutscher ist, könnte man wahrhaftig glauben, es wäre Sanct Nikolaus in eigner Person.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Der Vater hat dem Schnudri ein wundervolles Holzschwert gemacht, groß und breit. Das stand dem Schnudri so ungefähr, als wenn ein Leutnant sich das Schwert der Frau Germania vom Niederwald umschnallen wollte. Der Vater muß lachen, wie da der kleine Kerl so stramm vor ihm steht, an das große Schwert gebunden; er schüttelt den Kopf und schnitzelt und hobelt darauf los, bis das Schwert ein gutes Stückchen kleiner ist und zu dem Schnudri paßt. Der hat eine große Freude daran,

Mut und Tapferkeit wachsen ihm in die Seele und die Sehnsucht, ein rechter Soldat zu werden. Er nimmt sein hölzernes Schwert mit ins Bett, und es war gut, daß es nur hölzern war, sonst wäre der tapfere Schnudri wohl mit blutenden Wunden aus der furchtbaren Schlacht hervorgegangen, die er im Traume durchkämpft. Hei, wie die Kanonen schossen, und der Schnudri flog auf einer Kanonenkugel durch die Luft direkt in einen feindlichen Luftballon. Aber „ein rechter Schwabe fürcht' sich nit“, auch nicht im Traum. Da zog der Schnudri sein großes Schwert und stieß es tief in den dicken Bauch des Ballons. Der fiel mit einem Plumps auf die Erde, und der Schnudri macht die Augen auf und liegt mitsamt seinem Holzschwert vor dem Bett auf dem Boden, und durch das Fenster schaut wunderschön der erste Ferientag herein.

Als der Schnudri mit seinem Schwert auf die Wiese, den Exerzierplatz, kam, da sah er aller Augen an, daß jeder dachte: „Au, so ein Schwert, so eines möcht' ich auch haben; au, damit kann man den Feind kurz und klein hauen!“ — Der Schnudri fühlt sich nun mit seinem Schwert und macht, wie man zu sagen pflegt, sich recht breit damit. Er stolziert wie ein stolzer Hahn einher und dreht und wendet sich immer, so daß das Schwert zur Geltung kommt. Als nun der große Heiner zum Hauptmann gewählt ist und so herrisch seine Soldaten kommandiert, daß sie alle eine große Freude an dem schneidigen Herrn Vorgesetzten haben, da kommt dem Schnudri ein gar schlimmer Gedanke, ein ganz böser Gedanke, der so unverschämt war und gar nicht mehr fortgehen wollte. Der Schnudri faßt nun öfters nach dem Schwert zu seiner Linken, als müßte er sich versichern, daß es noch am Platze ist. Einen halben Tag ging der Schnudri mit dem schweren, dummen Gedanken kämpfend herum. Dann beim Auftreten zwei Uhr dreißig Minuten auf der großen Wiese hat er ihm nachgegeben. Der Schnudri macht einen Schritt vor die Kompagnie, steht stramm, die Hände an der Hosennaht, und sagt: „Melde gehorsamst — melde gehorsamst . . .“ — „Na, was hat Er denn zu melden, Musketier Schnudri?“ herrscht der stolze Hauptmann ihn an.

„Melde gehorsamst, der Herr Hauptmann hat kein Schwert, da wär' ein schönes!“ Und der Schnudri reicht sein liebes, breites Schwert dem stolzen Herrn Hauptmann hin.

Wie ein rechter Held, wie ein Sieger nach heißem Kampf steht der Schnudri da. Vier Stunden hat der heiße Kampf gedauert, vier Stunden hat der Schnudri mit dem miserablen Gedanken und mit mächtigen Feinden zugleich gekämpft. Die Ehrfucht, die Sucht, von allen bewundert und beneidet zu sein, hat der Schnudri siegreich in die Flucht geschlagen, und die Besitzerfreude jagt er hinterdrein. Keiner weiß, was der Schnudri durchgemacht, bis er den Feind besiegte hatte.

„Danke“, sagt der Herr Hauptmann kurz, aber herablassend und greift nach dem Schwert, legt lässig grüßend die Finger an die Mütze und winkt dem Musketier lässig ab, das heißt: in die Reihe treten, die Sache ist erledigt.

Der Schnudri tritt in die Kompagnie zurück. — „Nicht Euch!“ Der Herr Hauptmann hält Schnudris breites, schönes Schwert hoch und kommandiert seine Mannschaften: „Links um, rechts um! — Parademarsch!“

Nach abgehaltener Parade läßt der Herr Hauptmann zur Kritik zusammentreten.

„Musketier Schnudri hat bei der Parade die Beine am strammsten und höchsten geworfen. Musketier Schnudri berechtigt zu großen Hoffnungen, er scheint sehr befähigt. Er avanciere zum Leutnant.“

So hat der Herr Hauptmann seine Dankeschuld an den Schnudri abgetragen, und so kam es, daß der Schnudri in Friedenszeiten über sechs, in Kriegszeiten über zwölf Mann das Kommando führte.

Über die Aussichten auf lustige Kriegszeiten waren schlecht. Es fehlte den Soldaten am Besten, am Feind! Wenn es so weiter ging, da gab es für alle ihre herrlichen Soldatentugenden: Tapferkeit, Mut, Kampfesfreude, und alle die gefährlichen Holzwaffen nichts zu tun; da konnte man ruhig abrüsten. —

Die Dunkelheit und die Fledermäuse kamen schon über die Wiesen, und

die Soldaten mußten heim, sonst setzte es Schelte oder noch etwas Schlimmeres ab, und davor, so habe ich mir sagen lassen, fürchtet sich auch der tapferste kleine Soldat.

Daheim setzt sich der Schnudri still in einen Winkel in die dämmerige Stube. Er hat ja kein Schwert mehr abzuschnallen und zu versorgen. So sitzt er und überdenkt sein Soldatendasein.

Die alte Flickeerin in der Stube benützt den letzten Tageschein und rückt näher zum Fenster. Draußen geht der Abendwind ums Haus und läßt den Apfelbaum mit langen Fingern an die Scheiben klopfen.

Die alte Flickeerin seufzt: „Es glaubt's keiner, was so ein Apfelbaum, wenn er an der Straße vorm Häusle steht, einem Sorgen und Ärger bringt. Er war doch sonst so ein guter, kluger Gärtner, mein seliger Mann, aber daß er vor unser Häusle einen Apfelbaum gesetzt hat, darüber muß ich mich jedes Jahr um die Zeit von neuem kränken. Ost den' ich, wenn's doch nur ein Birnbaum wär', aber die Äpfel, die haben's an sich von Adams Zeiten her. Die locken und rufen und geben keine Ruh, bis die bösen Buben sie runter schütteln und sich alle Taschen vollstopfen. Wirklich sind sie wieder allzeit dahinter. Am End', wenn sie wüßten, daß der Baum nur einem armen Weible gehört . . .“

Der Schnudri im Winkel hört nicht länger, was die alte Flickeerin spricht. Er hat die Fäuste geballt, sein braves Herz ist ehrlich empört. O, die sollen die Äpfel teuer bezahlen, die werden verbleut! „Krieg, Krieg!“ läutet sein Soldatenherz wie laute Glocken, „Krieg! Krieg!“ Wenn nur die Nacht erst vorüber wär'! Wie soll man das aushalten, so eine lange Nacht still liegen mit all dem Latendurst!

„Acht Uhr dreißig Minuten früh antreten,“ ist die Parole. Die Wiesen liegen taufriß und die Welt noch voll Frieden. Da, Trommelwirbel und Soldatenfang: „Frisch auf, Kameraden!“ Die Fahne hoch. Der stolze Herr Hauptmann vor seinen Truppen, so zieht die Kompagnie kleiner Soldaten zu Feld in den Kampf für die gute Sache. Viele kleine, barsüßige und bezopfte Maiblein laufen der Musik und den schönen Soldaten nach.

62
Da dreht sich der stolze Herr Hauptmann um, hebt sein Schwert hoch und gebietet: „Herr Leutnant Schnudri, jag' Er die Weiber fort, wir brauchen keine Weiber!“

Das gefällt dem lustigen Schnudri; er hebt die Arme und jagt die Weiber, als ob's eine Herde Hühner wär'. Mit Geschnatter und Geflatter und Geschrei stieben sie auseinander. „Grad wie wenn ich Vaters Gänse scheuch'," sagt der Leutnant Schnudri und lacht hinter den Gänse drein. Man hat sich auf Angriff des Feindes von zwei Seiten geeinigt. Leutnant Schnudri erhält den Befehl, mit sechs Mann das feindliche Terrain zu rekonoszieren. Leutnant Schnudri geht nicht, er schleicht nicht, er kriecht vorsichtig auf allen vieren. Im nahen Gebüsch liegen seine Mannschaften, seines Kommandos gewärtig. Wenn er das Taschentuch, die Winterflagge, wehen läßt, so heißt das: unverzüglich Lauffschritt, marsch, marsch, mit Hurra auf den Feind!

Leutnant Schnudri liegt hinter einem Wall und späht in Feindesland. Noch liegt es still in schöner Ruhe. Die Kathrin ist schon auf Arbeit aus, das Häuschen liegt mit geschlossenen Läden friedlich im Gartenwiereck, ein alter Schuppen nebenan mit altem Gerät steht vertrauend offen. Vorn am Wege steht der Apfelbaum schwer beladen. „Er ist so alt und so fleißig wie die Kathrin," muß der Schnudri denken. Er liegt noch lange still und unbeweglich auf seinem Lauscherposten. Da, ein Pfiff, Schritte — eine Schar Dorfhuben, sie machten halt. Eilends läßt der Schnudri, vom Feinde unbemerkt, sein Tüchlein wehen. Schon legt der große Rote, der Anführer, die nackten Beine um den Stamm. „Ich werf' sie alle runter," ruft er prahlend, „jeder bekommt die Taschen voll.“

Da wallt dem braven Schnudri das Blut zu Kopf: „Halt!" ruft er, „halt, ich leid's nicht!"

Hei, wie der Schnudri sich auf die Feinde wirft. Noch sind seine Leute nicht bei ihm. O du armer, tapferer Schnudri! Der wilde Schnudri liegt gleich besiegt und verhöhnt am Boden. „Fesselt ihn!" befiehlt der rote Anführer. Blaue, rote und gelbe schmierige Taschentücher fliegen aus

den Taschen, und der Schnudri wird an Händen und Füßen gefesselt. Aber schon nahen seine Mannschaften mit Hurragebrüll, ihn zu befreien.

Da schreit der Rote: „Marsch, tragt den Gefangenen dort in den alten Gärtnerschuppen, den bekommen sie nimmer, versteckt ihn gut und verammelt die Tür, aber schnell, es eilt! Hei, die sollen einen Denktettel bekommen!" und er spuckt in die breiten Fäuste.

Der Schnudri liegt an Händen und Füßen geknebelt wehrlos im Dunkeln und muß untätig zuhören, wie draußen der Kampf tobt. Welch hartes Schicksal für einen tapferen Soldaten, dem die Adern schwellen vor Mut und Kampfeslust! Er beißt in toller Wut in das rote Taschentuch, das seine Hände knebelt und reißt's in Fetzen. Die Hände sind frei und gleich darauf die Füße. Er rüttelt und zerrt nun am Holztor — vergebens, es ist gut verwahrt. Durch ein Astloch kann er nur den Fortgang des Kampfes verfolgen. — O, seine armen Tapfern! Dem Schnudri blutet das Herz. Seine Tapfern werden tüchtig verbleut! Noch kämpfen sie für die gute Sache, aber sie müssen der Übermacht des Feindes weichen und den Rückzug antreten.

Bald hört man die Feinde frech wie ein Heer Spähen draußen im Apfelbaum hausen. Sie sitzen darin und schmausen und werfen die Apfelputzen lachend gegen das Holztor und höhnen ihren Gefangenen und äffen ihm nach: „Ich leid's nit, und ich leid's nit! — He, so leid's doch nit!" —

Der Schnudri springt im Holzschupf hin und wieder, er steckt etwas ins Astloch, er springt zurück, nun zielt er lange durchs Astloch.

„Rein, ich leid's auch nit!" schreit der Schnudri aus dem Astloch, und lautes Lachen antwortet ihm, als hätte er den besten Witz gemacht.

„Ich leid's nit" — nun zielt er scharf.

„Brr — brr — psui! Schütteln und Wutgebrüll im Baume. Der Feind ist pudelnaß und weiß sich nicht zu retten vor dem dicken Wasserstrahl, der unaufhörlich die Baumkrone begießt. Einer stößt den anderen zurück, jeder will sich zuerst retten. Der Schnudri aber steht am Astloch, hält den Gartenschlauch und sorgt, daß jeder ein reichlich Teil von der

kalten Dusche bekommt. Der rote Anführer, pudelnass, greift wutentbrannt nach einer Bohnenstange und stürzt aufs Schuppentor — armer Gefangener, armer Schnudri, wie mag es dir gehen!

Da — Trommelwirbel, Soldatengesang: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ Mit Hurraegebrüll stürmen die Soldaten, der Hauptmann an der Spitze, gegen den Feind. Der nasse Feind entflieht, bevor es zur Schlacht kommt. Der Schnudri wird jubelnd befreit und auf den Schultern im Triumph heimgetragen. Das war ein heißer Tag!

„Acht Uhr dreißig Minuten antreten,“ heißt die Parole für den anderen Tag. Da stehen schon alle und schreien: Hurra! Als der Schnudri kommt: Hurra!

Der stolze Herr Hauptmann aber tritt vor und begrüßt ihn wie seinesgleichen und sagt: „Der Leutnant Schnudri ist, da er sich durch persönliche Tapferkeit im Krieg hervorgetan, zum kommandierenden General ernannt, er erhält die Epauletten, den Ehrensäbel und einen Orden.“ Damit gibt der stolze Herr Hauptmann Schnudri den schönen breiten Holzsäbel zurück. „Der Tapferste soll ihn führen und auch das Kommando über uns alle,“ sagt er und heftet das Eiserne Kreuz an die Brust des Tapferen.

„Musik!“ ruft der Herr Hauptmann. Die Trommeln wirbeln, und die Soldaten singen aus voller Kehle: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

Der Franzel vom Kasernenhof.

Das war der Franzel, der da am frühen Morgen schon im Parade-schritt, den Blick fest hinüber auf die Berge gerichtet, schnurgerade den Kasernenhof durchschritt. Da warf er die kleinen, strammen Beine, als wollt' er sie direkt an die blaue Himmelsdecke schleudern, die hellen, klugen Augen bekamen einen wahren Feldherrnblick, und das dickbackige, rote Buben-gesicht sah ernst und strenge drein.



Immer toller und begeisterter schlägt Franzel die Trommel. (S. 67.)

„Kinn an die Binde, — Brust herrraus!“ konnte man ihn von Zeit zu Zeit sich selbst rühen und kommandieren hören. — Dann wieder ward Parademarsch aufgeführt. — Der Franzel steht stramm, er sieht sich als ganzes Regiment, — er macht die Musik, — er ist Tambourmajor und schwingt erschreckend seinen Dirigentenstab, — er ist Kommandeur und schimpft zwischen durch ganz wütend. — Hei, ist das herrlich! Und wie er seinem Freunde, auch einem Franzel, auch einem Feldwebelsbühnen, damit imponiert!

So geht's von früh bis spät, und darum heißt der Bub auch der Franzel vom Kasernenhof, und die Mutter hat „ne Freund“ und der Vater „en Schtolz“, wenn sie den Buben nur anschauen.

Vor jedem Offizier macht der Franzel die Honneurs, und jeder Leutnant der Garnison kennt den Franzel vom Kasernenhof. „Der Leutnant Gleiser in der Adjutanten Beisebüz sin meine Vorgesetzten. Der Leutnant Gleiser, das is en böse, böse! Bei dem hat's einer nit gut!“ erzählt der Franzel mit kummervoller Miene. „Nie isch der zufriede, — marschiere bis mer nimme kann, immer — „no mal“, un immer weiß er was, un 's is nit recht“

Und doch hat der „böse Vorgesetzte“ den Franzel zum „Kaisertag“ befördert. Ein abgetrennter, hoher Leutnantskragen, daran er zwei Gefreiteknöpfe hatte nähen lassen, hat der „Vorgesetzte“ eigenhändig dem Franzel zur Feier des Tages umgehakt und ihn zum Gefreiten ernannt. So weit und so groß ist der Kragen! Der Franzel versinkt ganz drin, bis übers kurze Näsel kann er sich rein verkriechen — aber er reckt den Hals und streckt stolz das Näsel drüber 'naus. — Und nun ist der Franzel schon eine gute Zeit Gefreiter. Er ist längst vollständig ausgebildet, sogar der strenge Herr „Vorgesetzte“ scheint jetzt ganz befriedigt mit der Führung des „Gefreiten Franz“. Der gestrenge Herr „Vorgesetzte“ bringt hin und wieder zwei, sogar drei und vier „Zuckele“ mit, — und an diese Beweise hoher Begünstigung und Protektion von oben knüpft der Franzel kühne Träume. Dem Vater teilt er seine Hoffnungen mit, die Mutter versteht nichts von militärischer Bildung, die kann ihm nicht mal den Scheitel

recht machen, den muß der Vater dem Franzel nämlich zweimal im Tage besorgen mit „fesch Wasser und Öl, daß 's beckt“.

„Herr Feldwebel,“ sagt der Gefreite Franz und steht stramm vor dem Vater — „ich glaub', ich darf auf Beförderung hoffen, — 's is zwar noch nichts verlautet, aber ich hoff's mal, — zum zwanzigsten, so hoff ich, — wenn unser allergnädigster Herr Großherzog, der Landsvatter, kommt, wird's 'rauskomme.“ — Dann lutscht er behaglich seinen Zucker, und wieder geht's hinunter auf den Kasernenhof — und wenn des Vorgesetzten Blick ihn trifft, dann wirft der Franzel gar gewaltig die kurzen Beinchen; „i muß 's verzwinge,“ meint er mit Energie, „i muß 's in muß 's verzwinge.“

Mit einem Gefreiten der Musik steht der Franzel sehr kameradschaftlich. Eine Trommel hat der dem Bub 'mal zum Präsent gemacht, und der sonst so ernsthafte Gefreite Franz zeigt eine ganz kindische Freude daran. Den Dessauer-Marsch hat ihn sein Kamerad von der Musik spielen gelehrt. Den hat der Franzel aber eines Tages mit solch patriotischer Begeisterung geschlagen, daß es das Trommelfell und den einen Schlegel gekostet hat. — Aber, — „der Vatter kann alles,“ sagt der Franzel bei jeder Gelegenheit in überzeugendem Ton — und „der Vatter“ hat seinem Buben auch die Trommel gestickt und einen neuen Schlegel geschmitzt — aber der rührt sie nicht mehr an. Oben auf dem „Kleiderkassche“ hat er sie untergebracht, „da bleibt se,“ sagt er, „i verspar se mer bis der Landsvatter kommt. — Der Landsvatter, oha, der wird schaue, dann schlag' ich eins 'runter — oha, ganz anderscht.“ —

Der Zwanzigste, der große Tag, an dem „der Landsvatter“ kommt und der Gefreite auf Beförderung hofft, ist da. Morgens um fünf ist der Bub schon voll Leben, es hält ihn nicht mehr im Bett. Viel Wasser und Öl muß der Vater auf Franzels Wunsch verwenden, und nicht mucksen tut der Bub, — daß ja der Scheitel auch gerade wird — das ist immer ein feierlicher Moment. Seine Rolle bei dem bevorstehenden Fest hat der Franzel sich genau überlegt.

Als die Wagen angefahren kommen, die Regimentskapelle zu spielen beginnt, die Volksmenge und Straßenjugend „Hurra hoch“ schreien, — da steht ein kleines Kerlchen stramm hinter einem der niederen Lebensbäume beim Einfahrtstor des Kasernenhofes. — Einen weiten Kragen hat er an mit zwei blanken Gefreiteknöpfen und seine Kindertrommel umgebündelt. So steht er da und späht scharf mit seinem Feldherrnblick zu den Wagen hin — und als nun eine hohe Soldatengestalt in blauer Dragoneruniform aussteigt und der Jubel losbricht, da packt's auch den kleinen Mann hinterm Lebensbaum. Er faßt die Trommelschläger und wirbelt's nur so 'runter, — seinen Dessauer-Marsch, und die Worte bilden sich ihm von selbst dazu, — „der Landsvatter kommt, — und der Landsvatter kommt.“ — Immer toller und begeisterter schlägt der Franzel drauf los — „der Landsvatter kommt, und der Landsvatter kommt“ — die Trommel hat er entzwei gehauen, und doch hat ihn keiner gehört.

Gegen Abend sind seine gestrengen Herrn „Vorgesetzten“ eiligst im Helm am Franzel vorbeigegangen — der steht stramm, nimmt Kinn an die Binde — aber die beiden sehen ihn nicht einmal. — Das ist dem Franzel noch nicht vorgekommen — doch er zuckt nicht, er hält sich brav — „ein Soldat muckst nicht und ein Soldat weint nicht,“ sagt der Vatter, „ein Soldat ist immer tapfer.“ — Und als der große Tag vorbei, steht der Gefreite Franz stramm vor dem Vater und meldet, und um den kleinen Mund zuckt's merklich dabei: „Herr Feldwebel, es ist nichts von der Beförderung verlautet.“

Der Geburtstagskuchen.

Mittag! Still und stumm liegt die Welt vor Müllers Lieschen, das auf der Haustreppe sitzt und seine Schularbeit macht. Nicht einmal ein Vogelstimmchen hört man; die halten nun auch alle Mittagssruh bis aufs letzte Spärchen, denkt Müllers Liesel. So still ist es — man meint,

man müßte das Gras da zwischen den Steinen wachsen hören. Liesel ist ganz allein mit ihrer Puppe und ihrer Schultasche und etwas weiter abseits steht ein Korb voll stummer Äpfelchen. „Es sind keine gewöhnlichen Äpfelchen,“ hat Mutter gesagt und erzählt: „Denk nur, Liesel, als ich vom Markte heimzu gehe, da ist mir's doch mit einemmal, als ob mir die Äpfelchen im Korbe etwas zum Ohr hinaufgestüstert hätten. Ich lausche und da sagten sie ganz leise unter sich: „Wir wissen ein kleines Schulmädchel, sieben Jahre alt, und am Sonntag wird es acht, — das ist Äpfelkuchen gar so gerne. Auch seine drei lieben Kameraden essen so gerne Äpfelkuchen und, weil es doch immer Freud und Leid getrenlich mit ihnen teilt, drum möchten wir eine Freude werden für die Kinder, ein großer Geburtstagskuchen.“

Liesel muß in sich hineinlachen; ei, was die Mutter da für ein erfreuliches, angenehmes Geschichtchen erzählt hat. Liesel kennt das Schulmädchen, das so gerne Äpfelkuchen iszt und am Sonntag Geburtstag hat, Liesel kennt es so gut, wie man sich selbst kennt. Hei! und wie die lieben Kameraden sich freuen werden, die Mia, der Friedel und der Hansel, die so gerne mit der Liesel bei Spiel oder Arbeit vor Müllers Häuschen auf der Treppe sitzen.

Müllers Liesel schreibt nun eifrig ihre Schulaufgabe weiter auf die Tafel, sie ist schon an der vierten Zeile. Ringsum ist alles still, nichts stört sie bei der Arbeit. Unweit steht der Korb mit den Äpfelchen, — da auf einmal zeigt es sich wieder, daß das keine gewöhnlichen Äpfelchen sind; denkt auch nur, sie lassen das arme Lieschen gar nicht in Ruh, ja, sie quälen es fogar. Es war ihnen wohl langweilig und darum zogen sie Liesels Blicke von der Tafel ab und lockten sie zu sich, ja, sie verwirrten dem armen Kind den Sinn so sehr, daß es auf einmal nicht einen einzigen Satz mehr zu schreiben wußte. Und dann, wer hätte gedacht, daß es so böshafte Äpfel gibt, oder habt ihr vielleicht schon einmal etwas Ähnliches erlebt? Die Äpfel, die bösen, gaben keine Ruhe, bis sie die arme Liesel von der Arbeit weggelockt hatten und kurz und gut, Liesel kann nicht

mehr genau sagen, wie es zugegangen, aber zwei von den Äpfeln haben sich ganz heimlich und fink in ihre Hand gestohlen und in ihre Tasche versteckt. Natürlich waren es nicht die kleinsten, die das unternommen, sondern im Gegenteil die allergrößten.

Ich weiß nicht, vielleicht hat noch nie jemand so etwas Verwunderliches erlebt oder vielleicht auch erzähl' ich euch gar nichts Neues damit.

Aber es kam noch ganz anders. Die Äpfelchen, die sich in Liesels Tasche versteckt, hatten da wohl wieder Langeweile und gaben keine Ruhe, bis die gute Liesel sich entschloß, sie eine Reise antreten zu lassen und zwar in Liesels Magen. Zum guten Glück wurde die Geschichte nicht so schlimm, wie die mit dem ersten gestohlenen Äpfel, — die verbotene Frucht blieb Liesel nicht im Halse stecken. Aber auf einmal, als Liesel die Äpfel so munter hinuntergeschluckt hatte, da dehnten sich die böshafsten Dinger und wurden wundersgroß und dick, daß sie der armen Liesel schier den Hals zuschnürten und sie Herzklopfen bekam. Was für sonderbare Äpfelchen waren das nur, Liesel? —

Es war, als ob das arme Kind schwere Steine geschluckt, so bedrückten ihm die Äpfel das Herz. Die ganze Welt war trübselig und langweilig, ja Liesel freute sich mit einemmal nicht mehr auf ihren Geburtstag und auf die lieben kleinen Kameraden. War es ein Wunder, daß das arme Lieschen, dem es so schlecht ging, ein Stückerl zu weinen anfing? — Was war nun aus all der Freude für morgen geworden!

Dann kam der Geburtstag. Da klopfte der erste Gast, der Friedel, schon an die Thür, als der Kuchen noch im Backofen war. Der kleine Hans sah ihn in Müllers Häuschen gehen und eilte, um nicht viel später zu kommen; auch Mia, die Puppenmutter, stellte sich frühzeitig mit all ihren Puppen ein. Endlich kam auch der gute Äpfelkuchen auf den Tisch. Er war schon in schöne Stücke zerteilt, für jedes Kind ein Stück. Aber Mutter Müller war gar nicht so vergnügt wie sonst. Sie zeigte auf den Äpfelkuchen und sagte: „Ich weiß gar nicht, wie das zugegangen ist. Als ich Äpfel um Äpfel zerschneide und den Kuchen schön dicht damit belege,

da fehlen mir auf einmal zwei Äpfel und seht, darum blieb ein Stück unbelegt. Wer hat dies nun wohl verdient? Wem soll ich das Stück ohne Äpfel geben?"

Da ließ Liesel den Kopf hängen und sagte leise: „Gib es mir!“ — Sie aß das trockene Stück und sah gerne zu, wie den anderen Kindern die leckeren, schön belegten Stücke schmeckten. Als Liesel fertig war, wuschte sie sich vergnügt das Schnäbelchen, legte Mutter den Arm um den Hals und sagte ihr leise ins Ohr: „Gell, Mutter, nun ist alles wieder gut gemacht?“ — Die Mutter nickte und lächelte jetzt wieder, denn denkt, sie wußte die ganze wunderliche Äpfelgeschichte, ohne daß Liesel ein Wort davon zu sagen brauchte. Nur am Abend vor dem Schlafengehen sagte Liesel: „Mutterle, ich glaub', wenn ich schon eine ganz alte Großmutter bin, denk' ich noch an meinen achten Geburtstag und den Äpfelkuchen ohne Äpfel.“

Der Jubeltaler.

Johannes kann sich nicht denken, daß er je gesprungen, gesungen, geweint, Gelacht hat, ohne zu wissen warum — wie andere Kinder. — Gelacht, nein, das sicher nicht! Und wenn er weinte, wußte er immer warum. — Die Mutter ist krank. Daher kommt wohl das alles. Die Mutter hat ein weißes Tuch um die Stirn gebunden, man muß schon gut zusehen, daß man das Gesicht gewahrt, so klein ist es. Johannes meint, er müßte es mit der Hand ganz überdecken können.

Manchmal denkt er, er möchte es tun, die Hand leise der Mutter über die Augen legen. — „Liebe Mutter!“ — Aber er ist doch kein Mädel — ja, wenn es dunkel wär'! — Es ist nicht dunkel — noch nicht. — Eben geht die Schwester von der Mutter fort. Auf der Straße fragt eine Nachbarin: „Wie geht's oben der Frau Holinger?"

„Endlich kommt sie auf den Schwarzwald, die Anstalt nimmt sie umsonst; da wird sie sicher gesund. Jetzt nur noch drei Mark für die Reise.

Könntet ihr die vielleicht aufbringen? Ich denke doch, das wird gehen!“ So fragt die Schwester, es klingt ganz deutlich durch die Abendstille und zum Johannes, der am offenen Fenster steht.

Am Abend kommt noch der Nachbarsbub zum Johannes. „Am Sonntag ist Sängerefest vom ganzen Gau," erzählt er, „ich trag' eine Tafel mit einer Inschrift. — Einen Taler bekomme ich dafür; — dafür kann man's schon tun, meinst nit?"

Doch der Johannes meinte: „Gern kann man es dafür tun;" dann ist er still und langweilig, da geht der Nachbar wieder.

Johannes schlüpft leise zur Mutter.

„Schläfst du?"

„Nein“.

Er stellt sich ans Bett, er möchte leise die Hand der Mutter über die Augen legen. — Es ist dunkel, und er tut's: „Liebe Mutter!"

Die Mutter drückt das Gesicht in seine Hand. — „Ob das wohl tut," denkt Johannes, „ob nun alles besser ist?"

Durchs Fenster kommt die Nachtluft, 's riecht nach Kaffee, irgendwo ist Milch übergelaufen. — Allmählich verzieht sich das, die Luft wird reiner — kühl, feucht, neblig. Im Nachbarhaus hustet jemand, das hört man deutlich durch die stille Gasse. — Johannes schaut in die weiße Nebelnacht. — „Mutterle, jetzt wirst du gesund, ich weiß es gewiß.“

„O Kind!" sagte die Mutter.

„Ach, sie glaubt es nicht, sie glaubt es nicht!" — die Tränen kommen ihm. — „Zimmer weinen, nie lachen," denkt er.

Johannes ist ein schwaches, elendes Kind, er kann nicht mittun, wenn die anderen Starcken raufen und spielen. — Er ist viel krank — heut aber nicht. — „Heut ist's mir gut, Mutter, kannst mir's glauben. Und die Sonne scheint so warm, laß mich mit dem Joseph über die Berge, es ist Freimittag — Mutter, laß mich!" — „Nun gilt es den Versuch," denkt er, „wenn es heut geht, geht es auch morgen — und ich kann ein Täsele tragen!" —

12
Joseph und Johannes steigen zusammen über die Berge. — Es geht schwer, aber es geht doch. — „Du, Joseph, morgen mach' ich auch mit und trag' eine Tafel beim Sängerkfest.“

„Sollen halt Kerle sein,“ sagt der große Joseph. — „Kerle, wo was gleich sehn — aber, — na ja, gehst halt mal mit.“ —

Die Nacht, die auf den Gang über die Berge folgte, war endlos lang; Johannes meint, länger als sein ganzes Leben bisher. Er war übermüht und konnte nicht schlafen.

Wie eine Turmuhr klopft sein Herz. Manchmal denkt er, er könnt' und könnt' nicht mehr ruhig daliegen — er müßt' zur Mutter. — Wie dumm, er ist doch kein Mädel! — Vielleicht schläft die Mutter, — ob sie schläft? — Draußen liegt die weiße Nebelnacht — wenn jetzt die Mutter ins Zimmer käme — die große, weiße Binde, das kleine Gesicht, — er möchte ihr wieder die Hand über die Augen legen: „Mutter, sei nicht mehr traurig, morgen verdien' ich!“ — Wenn sie jetzt käme, jetzt würde er es verraten, daß er morgen verdienen will; aber er darf es nicht sagen, sonst leidet's die Mutter nicht; sie meint, das sei viel zu schwer für ihn, zwei Stunden so eine Tafel zu tragen.

Der Nebel geht, Dämmern kommt, Licht — der Tag — die Glocken läuten. — Nun ist es da, worauf der Johannes gewartet hat eine Nacht, die länger war als sein ganzes Leben.

Er trägt ein Täfelchen beim Sängerkfest; Töne, Goldstimmer, Staub und Sonnensünken tanzen. Johannes geht mit im gleichen Schritt und tritt — es fällt ihm schwer nach der durchwachten Nacht. Ein besonders lauter Trompetenton bringt ihn wieder zu sich. Er richtet sich auf, geht strammer, hebt seine Tafel höher: „Ein Taler!“ sagt er, „ein ganzer Taler!“ —

Abends wird Johannes abgelohnt. Es trifft ihn ein neugeprägter Großherzogstaler vom Jubeljahr. — „So schön wie der gibt es keinen mehr im ganzen Land,“ meint der Johannes. Er hält ihn mit beiden Händen hoch: „Welt — Himmel, schau!“ Er küßt den alten Landesherrn

93
mitten ins gute Gesicht. — „Du, du! — o du weißt es ja nicht, du hilfst ja meinem Mutter!“ — — So kommt er heim, so hält er den Jubeltaler hoch: „Mutter, liebe Mutter!“ Er lacht, jubelt und weint zugleich, als ob er nachholen müßte, daß er nie gelacht und gejubelt hat.

Die Haustür ist laut hinter ihm ins Schloß gefallen, das klingt durchs ganze Goldgäßchen. — „Nun ist der Johannes heim gekommen,“ sagen die Nachbarn untereinander, „seine Mutter hatte große Angst und Sorge um ihn, hat wohl gedacht, es müßt' wieder etwas Schweres kommen.“

„Die Frau hat auch nur Sorg' undummer gehabt, wenn sie doch ein einzigesmal 'ne Freud' hätt' — ich glaub', das machte sie gesund.“ So sprechen die Nachbarn untereinander.

Drüben steht der verdienstvolle kleine Mann im Zimmer seiner Mutter am Fenster, froh und frisch. Die Mutter betrachtet ihn und denkt: „Er hat ja rote Backen, ich glaub' er ist gewachsen — das hat die Freude gemacht — armer Johannes, die hat dir immer gefehlt.“

Der Bub lacht für sich, er kann nicht anders, er bringt den Mund nicht zu. — Eben dreht er sich um: „Gell, Mutterle, lachen ist schön! — Mutterle, wie siehst du denn aus — ganz anders — als ob du schon gesund wärst!“

„Ich glaub', das bin ich auch vor lauter Freud'!“

„Ja, gell, Mutterle, das ist ein echter, rechter Jubeltaler — ach, hab' ich den Herrn Großherzog geküßt!“

„Du närrisches Kind,“ sagt die Mutter, meint aber bei sich: „Der gute, alte Herr würde sich sicher freuen, wenn er's wüßt!“

Die zwei Häuschen am Wege.

Zwei Häuschen stehen am Wege, das eine himmelblau, das andere rosenrot getüncht. Man kann sich gut denken, daß der eine Nachbar einmal zum andern sagte: „Gut, tünchst du dein Häuschen himmelblau,

so will ich das meine rosenrot färben wie heller Frühlingschein. Und pflanzest du einen Birnbaum an dein himmelblaues Häuschen, so will ich einen Apfelbaum setzen bei der Pumpe in meinem Vorgärtchen, so daß er sich im Wassertroge spiegeln kann. Dazu streiche ich die Pumpe, das Gitter um mein Gärtchen, Läden und Hauslür grün an. Dann mag die Sonne am Himmel auf der Welt herumfuchen, ob sie nochmals zwei so liebe Häuschen bescheinen kann.“ —

Es wird schon lange her sein, daß die zwei Nachbarn so zueinander geredet und ihre Häuschen rosenrot und himmelblau gefärbt haben, denn nun stehen die blaß und vom Regen verwaschen da. Abseits vom Dorf liegen sie, man hört gerade noch das laufende Brünnlein vom Kirchenplatz. Das geht wie ein eisriges, helles Geschwätz durch die Dorfstraße. Sonst ist es still, denn die Leute sind in der kleinen Dorfkirche.

„Ich muß dich immer angucken,“ sagt das freundliche rosa Häuschen zum himmelblauen. „Neulich hörte ich, wie die Leute sagten: ‚Schaut nur das kleine himmelblaue Häuschen, sieht es nicht aus, als ob Glück und Friede darin wohnten; möchte man nicht gleich hineinziehen? Und wie der alte Birnbaum ihm gut steht! Seht nur, wie er sich über das niedere Dach neigt und es zärtlich mit den Zweigen streichelt und ihm in die zwei Fensterchen schaut — man sieht, das Häuschen und der Birnbaum sind alte Freunde.‘“

„Ach, ich bin so ein kaltes totes Häuschen jetzt,“ klagt das hellblaue traurig, „mein Schornstein raucht nicht mehr, meine Scheiben sind trüb und naß. Wie freundlich schautst du dagegen in die Welt mit roten Blumen und weißen Vorhängen hinter den Scheiben. Dein Schornstein raucht, und deine Steintreppe ist sorglich vom Schnee reingefegt. Sieh, wie hoch er auf meiner liegt!“

„Aber Spuren von Kinderfüßen seh’ ich darin, und das ist das Aller schönste, was ich mir denken kann, ein liebes Kind im Haus.“ —

Gerade begannen die Glocken zu läuten. Die Häuschen blieben eine Weile stumm. Da sang das himmelblaue wieder an: „Rosa Häuschen,

du sagst, du denkst dir das Schönste ein Kind unterm Dach. Du hast ja eines.“

Das freundliche Häuschen seufzte ein bißchen: „Ach, unser Bub muß alles kaputt machen. Er schneidet große Stücke aus meinen Fensterbänken, meinem Treppengeländer, und tiefe Schnitte hinein, wirft nach den Scheiben und tritt Löcher in die Mauern. Und als das Christkind ihm letztes Jahr einen Handwerkskasten gebracht, wie mußte ich das an meinen Türschlössern und Fensterriegeln fühlen. Ach, um den stillen Frieden eines Häuschens, in dem ein kleiner Junge haust, ist es schlimm, schlimm bestellt. Ich wünsch’ mir ein kleines Mädchen dazu. Das wehrt dem mitwilligen Knaben. So ein kleines Mädchen kommt mit seinen weichen Händchen und wischt sorglich den Staub, und die Scheiben wischt es blank und rückt die Blumen am Fenster der Sonne nach und hat alles lieb. Ich weiß, es würde meine Wunden streicheln und fragen: ‚Tut’s jetzt nimmer weh?‘ und würde das blasse Mütterle von unserm wilden Buben pflegen — o, wie not ist uns ein kleines Mädchen im Haus.“

„Ja, du hast ganz recht, so ein kleines Mädchen hat alles lieb — so ist unseres auch. Kürzlich hab’ ich es sagen hören: ‚Mutter, ich weiß nicht, wen ich lieber mag, unser Häuschen oder unsern Birnbaum, sie sind alle zwei so brav — aber schade, uns Häuschen kann man nicht die Arme tun und ihm ein Küßchen geben — schade. Aber nun ist unser Kind verwaist und immer traurig, seit man ihm die Mutter fortgetragen hat, und es soll mit der Muhme fort in die kalte Welt. — Ach, wie froh wär’ ich, wenn mein kleines Mädchen in dein Haus käm’, hier kann es doch allein nicht bleiben, es ist noch viel zu klein.“

Am rosa Häuschen ging eben ein Fensterflügel auf und eine blasse Frau schaute heraus und lockte: „Da bist du ja, mein liebes armes Amselchen! Ist dein gebrochener Flügel noch nicht heil? Komm, komm, da hast du was!“ Und sie streute dem Amselchen ein Futterbröckchen ums andere und lockte es näher; das hüpfte dankbar jedem Bröckchen nach. Da öffnete sich die Tür vom blauen Häuschen, und ein kleines verweintes Mädchen

16
kam heraus. Es sah das Böglein und streckte gleich die Händchen nach ihm aus, es wollte es haben, um es lieb zu halten und zu pflegen. So lief es ihm nach von Bröckchen zu Bröckchen, und als es am rosa Häuschen angelangt und die Händchen schnell ausstreckte und schon glaubte, das Bögelchen fassen zu können — da — da konnte das Anseldchen doch ein bißchen fliegen und wollte von Liebe und Pflege nichts wissen. Da brach sich der Kummer des kleinen Mädchens in hellen Tränen Bahn, es schluchzte zum Erbarmen.

Schon stand die blasser Frau in der Thür und nahm das kleine Mädchen an der Hand mit in ihr rosa Häuschen und fragte es nach seinem neuen Kummer. „Ach, seit die Mutter fort ging, war niemand mehr da, der sich liebhaben und pflegen lassen mochte — auch eben dieses Böglein wollt' es nicht.“

Gerade läuteten die Glocken aus der Kirche, und da kam auch die Muhme von dem kleinen Mädchen und wollte es heimholen.

„Mir ist gerade eben ein guter Gedanke gekommen, und ich begreif gar nicht, daß ich nicht schon früher darauf gekommen,“ sagte die blasser Frau und streckte ihre beiden kleinen Hände aus, ersaßte die starke Rechte der Muhme und sah die große Frau bittend an: „Laßt mir das kleine Mädchen! Ihr wißt gar nicht, wie große Not nach so einem kleinen Mädchen in unserm Haus ist. Schaut, ihr seid eine starke Frau und habt drei Töchterchen, und ich bin gebrechlich, ein bißchen Hilfe und Pflege fehlt mir so sehr. Mein kleiner wilder Junge versteht das nicht.“

„Ich wüßte nicht, was mir lieber wär,“ sagte die Muhme, „nun kann ich heute noch leichten Herzens zu meinen drei Mädeln und drei Buben abreifen.“

Am Abend stand das hellblaue Häuschen an der Dorfstraße mit verschlossenen Läden und geschlossener Thür still und dunkel, das rosa Häuschen aber leuchtete mit hellem Licht durch die kleinen Scheiben in die weite, weiße Welt. Eben kam ein Kinderpärchen aus der Haustür herausgeschlüpft und huschte über die Straße. Das blaue Häuschen fühlte Kinderfüße auf

17
seiner Steintreppe. „Was ist das?“ dachte es verträumt, „die Füßchen kenn' ich doch schon. Birnbaum, ich hab' die Augen zu und kann nicht sehen, sag' mir, ist unser Kindchen da?“ — Nun fühlte es auch schon zwei Händchen, die es kannte, auf der Türklinke, die wurde niedergedrückt, die Haustür gestreichelt und der niedere Laden. Dann ging das kleine Mädchen zum Birnbaum, legte die Arme um seinen rauhen Stamm, so hoch es reichen konnte, stellte sich auf die Fußspitzen, dehnte und streckte sich sehr und gab dem rauhen Alten ein festes Küßchen. „Ich reich' ihm gerade bis ins Gesicht,“ sagte es zu dem kleinen Jungen. „Hast du es noch nie gesehen, unser Birnbaum, hat ein gutes altes Gesicht — überhaupt alles hat ein Gesicht, dein Häuschen und meines und die Pumpe und dein Apfelbaum und die ganze Welt.“

Der Bub schaukelte sich unterdessen wohligh am hülzernen Gartentbröchen, daß das laut aufkreischte und unter der Last sich bog. —

Aber das kleine Mädchen wehrte ihm: „O tu's doch nicht, hör', wie du ihm weh machst,“ und es faßte den Buben bei seinen derben Händen und zog ihn heimzu. „Adieu, liebes Häuschen, heut schlaf' ich nicht in dir — adieu, adieu,“ sagte es — „adieu, lieber Birnbaum, ich behalt' euch lieb!“ — Und rief noch mal von der Straße leise zurück: „Ich vergess' euch nie — wenn ich groß bin, komm' ich wieder!“

Bald werden vom rosa Häuschen die Läden und die Thüre zur Nacht verschlossen.

Und das blaue ruft dem rosa Häuschen zu: „Gute Nacht, lieber Nachbar, nun hast du mein kleines Mädchen unter deinem Dache, verwahr' es mir gut, bis es groß ist. — Ich weiß,“ so träumt das Häuschen und erzählt es leise, „ich weiß, dann wird einmal ein schöner sonniger Tag kommen, da wird man mir die Läden aufmachen und die Augen blank wischen, daß ich in den hellen Tag schauen kann. Ich werde neu himmelblau getüncht — wieder himmelblau, nicht anders, Vorhänge und Blumen kommen an meine Scheiben und dann —“

„Laß mich fertig erzählen,“ bittet der alte Birnbaum — „und dann,

dann überriesele ich dein Dach mit tausend Blütenblättchen und bestreue auch dein Steintreppchen — das Gartentörchen steht offen und die Haustür —“

„Und mein Schornstein raucht,“ sagt das Häuschen.

„Und da kommt unser Kind, das kleine Mädchen und Nachbars kleiner Bub und sind jetzt große erwachsene Leute und gehen durch das offene Gartentörchen und über dein Treppchen und meine Blütenblättchen und treten durch die offene Tür und wohnen bei uns.“ So erzählte der Birnbaum, und jetzt hätte man deutlich sehen können, er hatte ein Gesicht, ein gutes altes, und es lächelte. — Die Häuschen sagten sich Gutenacht, und alles war still, nur vom nimmermüden Brunnlein auf dem Kirchenplatz ging ein helles Schwagen durch die stille Dorfstraße.

Eine Geschichte aus der Puppenstube.

Das vierwandige Kinder- oder Puppenheim nahm den vierten Teil einer großen Stube ein. Gastlich sah es von außen aus. Blumenstöcke standen auf dem Fenstersims, weiße Vorhänge waren hinter den Scheiben, und ein Glockenzug hing vor der Türe. Jeder dachte, da wohnt Glück und Frieden drin.

Innen aber führten der kleine Bär „Pez“ und die goldlockige Puppe Golda ein trübseliges Leben in einem Winkel der Puppenstube. An der Wand hing ein Hampelmann. Der aber war kein guter Gesellschaftler.

Pezchen ist kein brauner Bär, auch kein Eisbär. Pezchen gehört zur Gattung der Waschbären, und das ist gut, denn manchmal hat er ein Bad sehr nötig.

Die Puppe Golda hat eine seidene, geblünte Toilette, Pariser Modell, an, einen Fächer am Arm und eine goldene Lockenperücke und ist furchtbar stolz.

Der Hampelmann an der Wand denkt von ihr: „Beklagenswertes

Geschöpf, bei dir hören alle Werte schon auf, wo die eigentlichen erst anfangen.“ Er meinte die inneren Werte, aber die Puppe ahnte zu ihrem Glück nicht die Gedanken des ungalanten Hampelmannes über das gnädige Fräulein und freute sich ihrer Schönheit.

Die drei Ungleichen im Puppenheim führten aber ein erbärmlich trostloses Dasein. Das einzig lebende Wesen, das sie manchmal besuchte, war ein graues Spinnlein; aber am nächsten Samstag nahm die Putzfrau das kleine Spinnlein mitsamt seinem Silbernetz und stäubte es zum Fenster hinaus. Auch über Pez und die feine Golda wischte die Putzfrau mit dem Staubbesen hin.

„Pfui“, sagte die feine Golda, „ach, ich Beklagenswertes, was nützt mich eine Toilette, wenn ich in einem Krähwinkel lebe und nicht in der großen Welt bewundert werden kann!“

Auch Waschbärchen Pez hatte Sehnsucht nach der großen, hellen Welt draußen und seufzte leise: „Wo nur unser Margarethen bleibt!“

Margarethen, das Puppen-, Hampelmann- und Bärenmütterchen, trieb sich tren- und sorglos draußen auf der Wiese herum, wo die Sonne goldne Ringel tanzen ließ und die Buben tollten; das gefiel ihr besser.

Der kleine Pez und die schöne Golda aber jammerten und beklagten ihr liebeleeres Leben — ach und je!

Da eines Tages kam in dies dämmerige Traumdasein eine wilde Jagd. Die Türe vom Puppenheim schlug auf wie vom Sturm gerissen, und herein fielen zwei Bierfüßler, der Friedel, Margarethens Bruder, auf allen Vieren und sein schwarzer Dackel. Nun begann eine wilde Schlacht im Puppenheim, und als der Friedel sich wieder auf zwei Beine erhob und das Schlachtfeld beschaute, da lag da unter Stühlen und Trümmern der arme Pez in seinem Sägemehlblute, und der rohe Dackel zerzauste mit Behagen den Arm des Wehrlosen. Der Friedel aber wußte das Klügste, was sich für Taugenichtse in solch einem Falle tun läßt: sich vom Schauplatz ihrer bösen Tat möglichst unbemerkt davonzuschleichen. Der arme Pez aber lag schwer verwundet da, und so fand ihn die treu- und

sorglose Mutter Margarethen, der nun das Herz beinahe still stand vor Jammer und in der jetzt all die alte Liebe zu ihrem gutmüthigen, armen Pechle in hellen Flammen aufschlug. Aber der Arm war mit aller Liebe nicht zu retten. Mutter nähte die Wunde zu, und Pechchen mußte fortan einarmig durchs Leben gehen. Ihr müßt aber nicht zu traurig darüber sein, denn nun brachen goldene Tage für Pechchen an, und er selbst freute sich immer mehr, daß er in jener Schlacht den Arm verloren hat, denn seht, was aus der leichtsinnigen Mutter Margarethen, die früher nur ihrem Vergnügen nachging, geworden ist! Sie lebt nur mehr für den armen, kleinen Pech. Seht, wie sie ihn spazieren führt und die Sonne für ihn sucht, wie sie manchmal sorglich stehenbleibt, damit der Patient sich nicht übermüdet. Schaut Mutter Margarethen nur in die Augen, da steht die ganze große Sorge und die große Liebe um ihr einarmiges Pechchen drin.

Im Puppenheim aber sagte der Philosoph Hampelmann von Pechchens Schicksal: „Sein Unglück war sein Glück.“

Die Holda, die Arme, aber war gelb vor Neid in ihrem Herzen und gönnte es dem lieben, guten, armen Pech nicht, daß er es nun so wunderschön auf der Welt hatte, daß er alle Tage spazieren geführt und getragen wurde, ganz eingehüllt in Mutter Margarethens Liebe und Sorgfalt. Wenn Puppen greis würden, die goldhaarige Holda wäre vor Kummer so weiß geworden wie die Schneekoppe. Auch fühlte sie sich einsam und unglücklich, denn den schweigsamen Gefährten, den lachenden Hampelmann, fand sie furchtbar dumm und einfältig.

Da kam ein Tag, der dem traurigen Leben der schönen Holda eine Wendung brachte. Wieder wurde die Türe aufgeschlagen wie vom Sturme gerissen und wieder machte Jung-Friedel, Margarethens Bruder, dem Puppenheim einen Besuch, diesmal als wilder Indianer. Ein echter Indianer muß aber einen Skalp anhängen haben. Er schaut sich um, und im Augenblick ist schön Holda skalpiert und wieder in einen Winkel geworfen. Der Wilde aber zieht mit Triumphgehen, die goldenen Locken

des Blafgesichtes aufgespießt, davon. — Als am Samstag die Putzfrau kam, fand sie die einst so schöne Holda aller Reize beraubt, kahlköpfig und mit eingedrückter Nase im Winkel liegen.

„O du trostloses Scheusalinchen,“ rief die rohe Putzfrau laut, „du bist gerade recht für den Schutthaufen.“ Sie nahm die Arme, zog ihr die Pariser Toilette aus, warf sie auf die Rehrichtschaufel und trug sie hinaus in die Abfallkiste. Die welken Rosen vom Salon legte sie noch darüber, und so war die schöne Holda unter Blumen begraben; ihr war nun alles einerlei, sie mochte nicht mehr leben.

„So mußte es kommen, so mußte es kommen,“ sagte der Hampelmann im Puppenheim, „eines jeden Schicksal liegt in seinem Charakter. Wer nur am Äußeren hängt, wird durch dessen Verfall vernichtet.“ Das war der einzige Nachruf, der der schönen Holda wurde, und er war nicht liebevoll.

Es war Nacht, und die Abfallkiste stand vor der Türe. Der Mond zog am Himmel her, und die arme Holda sah ihn durch die welken Rosen. Die Arme, die einst Pariser Toiletten getragen, da lag sie nun frierend, ärmer als ein Bettelkind. Man hätte wirklich weinen mögen um der armen Holda herbes Geschick, aber hört: Früh, fast mit dem ersten Sonnenstrahlchen, das über die Berge kletterte, kam ein kleiner Junge und Mariken, sein Schwesterchen, mit dreizinkigen Hächchen und einem Säckchen über den Rücken die Straße her. Es waren kleine Arbeitsleute, die in den Schutt- und Abfallkisten nach Lumpen, Papier und Knochen suchen, die sie in der Papiermühle verkaufen können. Sie waren sehr vergnügt, besonders Mariken, denn es war ihm immer so, als müßte es bei dieser Arbeit einmal etwas besonders Schönes finden. Und nun hob es mit dem dreizinkigen Hächchen die welken Rosen — da lag die Holda. O, für Mariken war die reizlose Holda noch ein Wunder an Schönheit. Sie wickelte die Arme voll Erbarmen in ihr rotes Schnupftüchlein, beschaute sie bereits mit heißer Liebe und flüsterte ihr zu: „Sei still, von meinem Haar bekommst du zwei schwarze Böpfe.“ —

Die arme Holba, das Schicksal hatte ihr so hart mitgespielt, glaubt mir, sie war kein bißchen hochmütig mehr, ja, das rote Schnupftüchlein, in das Mariken nun ihr Findelkindchen voll Mütterlichkeit, Liebe und Erbarmen wickelte, war ihr lieber als ihre Pariser Toilette.

Ich bin sehr, sehr froh, daß das liebevolle Mariken gerade jenen Morgen, gerade jenes Weges kam, und so die arme Holba nach all dem Schweren zuletzt noch ein gutes Mutterle gefunden hat. Nun geht es ihr so gut wie dem Böhle, und wir wollen mit ihnen vergnügt sein, daß all das Schlimme so schön geendet.

Vom Talkirchle.

Gräser und Blumen blühen in guter Ruh, die Kräuterfrau ist krank und kann sie nicht zusammenklauben. Sie leuchten und duften in dem warmen Sommerabend, Berchen steigen aus den Feldern, das Waldbächlein lacht, und jeder tut, was ihn freut.

Es ist Mandöverzeit, ein Leutnant mit hohen Stiefeln und Sporen durchquert mit abwechselnd drei und vier Schritten den Hühnerhof seines Quartier-Bauern. Der Leutnant lächelt in sich hinein, was er grad denkt, weiß keiner, wird auch nie rauskommen. Der Bauer steht hinterm kleinscheibigen Fenster, schaut dem Leutnant zu und ärgert sich. „Als ob's der Herrgott selber wär', lauft der rum,“ brummt er, nimmt seine Pfeife aus dem Mund und hängt sie an die Wand, langt die Kappe vom Nagel und geht zur Hintertür hinaus, aufs letzte Feld hinterm Wald, wo seine Leute noch schaffen. Nun ist einzig der Leutnant, der sich langweilt, und der Hund, der das Haus bewacht, auf dem Bauernhof. Wald und Hof und Feld, und alles liegt so still, als sei schon Schlafenszeit.

Da fängt in dieser Stille die Talkapelle an zu reden, himmelt eifrig mit ihrem armseligen Glöckchen durch die Abendruhe.

Weil der Leutnant sich langweilt, geht er mit langen Schritten dem Ton des Glöckleins nach, und weil die Talkapelle keine Schätze zu verschließen hat, steht die Tür gastlich weit offen und jeder kann hinein. Die Sonne guckt grad auch noch mal ins Kirchle, und mitten in diesem warmen Sonnenblick steht ein kleines Bauernmaide und zieht die Bimmelglocke, als sei es zum Mesner bestellt.

„Nanu, was bedeut' denn das?“ fragt der Leutnant.

„Ich brauch' den lieben Herrgott,“ antwortet das kleine Bauernmaide und faltet die Hände. „Die Großmutter ist krank, und da sollt er sie halt gesund machen.“

„Wer bist du denn und die Großmutter?“

„Mir sind die Kräuterfrau und machen alle Leut gesund — aber schon lang nicht mehr, weil die Großmutter krank ist. Mir sind die Großmutter und ich, und wenn mir uns nit selber helfe, dann hilft uns kein Mensch, sagt die Großmutter. Mir müsse arg z'sammehalte, mir zwei, sagt die Großmutter — aber jetzt ist sie krank.“ 's Maide seufzt ein bißchen und holt tief Atem nach dieser langen Geschichte, dann beginnt es von neuem: „Unterm Binde steht an Bänkle, dadrauf setze mir uns, die Großmutter un ich, wenn mir vom Kräuterklaube aus dem Wald komme. Dann sieht mer grad 's Talkirchle dastehn, und die Großmutter erzähl't 's Wundergeschichtle — aber nun schon lang nicht mehr.“ 's Maide läßt betrübt den Kopf hängen, und wie alles still bleibt, sagt es wichtig mit halblauter Stimme: „Das Wundergeschichtle heißt: wenn jemand den lieben Gott braucht, muß er nur im Talkirchle 'd Glocke ziehn — aber so fest, daß sie's im Himmel drobe höre.“ —

„So — hm hm —“ der Leutnant macht ein Gesicht wie der Onkel Doktor, wenn er überlegt, was für eine Medizin er verschreiben will. „Was fehlt denn der Großmutter?“

„O, halt 's Alter —“

„So — 's Alter!“ Mit einem Male sieht der Leutnant aus, als ob ihm was recht Gescheites eingefallen sei. — „Ja, weißt du, so schnell geht

das nicht mit dem Helfen — der liebe Gott muß sich doch auch erst überlegen, was sich tun läßt. — Morgen um die Zeit wirst du halt mal wiederkommen müssen, die Medizin holen — aber läuten brauchst du nicht mehr, denn der liebe Gott hat's jetzt schon gehört."

's Maidle verspricht's, macht seinen Knicks wie vorm Herrn Pfarrer: „B'hüt Gott."

Der Leutnant geht auch heim.

Am nächsten Tag, um dieselbe Zeit hängt eine Flasche Wein am Glockenzug. 's ist ein guter, schwerer Rotwein, den hat die Mutter dem Leutnant mit ins Manöver gegeben, weil sie nicht weiß, wie's ihm in der Fremde geht.

's Maidle kommt pünktlich. „Aha, die Medizin," denkt es, „un an recht großmächtige Flasch." Es bündelt sie los, drückt sie fest ans Herz, macht seinen Knicks, noch ein bißchen steifer als sonst und geht vorsichtig, ängstlich und froh heim.

So schlau ist 's Maidle schon, daß es das Rezept auf der Flasche herausbuchstabieren kann — „Morgens und abends ein Schnapsglas voll."

Ein paar Tage weiter, — es ist wieder alles still ringsum. Wald, Hof und Felder liegen in tiefer Ruh, als sei schon Schlafenszeit. — Da geht wieder das Bimmelglöckchen, so laut, daß sie es gewiß im Himmel droben hören.

Der Leutnant schreitet aus, daß die Sporen wie silberne Glöckchen klingen: „Nanu, willst gar schon wieder einen Biddel von der teuern Medizin?"

„Ich wollt nur d'Flasch zurückbringe," sagt 's Maidle, „und wollt nur sage, mir branche nichts mehr, die Kräuterfrau wär wieder recht beieinander — und vergelt's Gott tausendmal."

„Mit übel — macht tausend Flaschen Notspön. So, das freut mich, daß die Kräuterfrau wieder recht beieinander ist — wo wohnt ihr denn?"

„Grad aus — am Kreuz vorbei und am Bänkle unterm Lindle, gleich hinterm Kräuterwald — und die Medizin hat der Großmutter gut tan —

grad vor ebe hab' ich ihr 's lezt Glasle gebe. ‚Seß is es z' End,‘ hat se g'sagt, und ich bin wieder recht beieinander — e rechte Kraft hat's mir gebe, vermein bis morge kann ich schon wieder auf d' Füß stehn' — jetzt schläft se" —

„So so," sagt der Leutnant, und weil 's Maidle auch nichts mehr zu berichten weiß, macht's einen Knicks: „B'hüt Gott" und geht frohen, leichten Herzens gerade aus am Kreuz vorbei — am Bänkle unter dem Lindle nach dem Kräuterwald. Morgen geht es wieder den Weg und noch ein Stückchen weiter in die Dorfschule. Da hat 's Maidle viele Kamerädle, denen berichtet's das neue Wundergeschichtle vom Dorfkirchle — „Sa, wenn mer den liebe Herrgott braucht und die Glocken zieht, daß sie's im Himmel droben höre, dann kommt einer, — meint ihr, goldige Fittgel hat er? — silbrige Dinger hat er an de Füß ling-lang-ling-klang macht's wie lauter Glöckle — und dem darf mer nur grad den Begehr sage." —

Die Kamerädle machen große Augen und spitzen die Ohren bei diesem wunderlichen Wundergeschichtl und jedes trägt's weiter und immer wird's breiter und größer und bei den alten Leuten weck's viele lang vergessene Wundergeschichten auf. Viele auch sieht man zum Talkirchle wandern, die auch so gute Medizin brauchen könnten, aber sie warten umsonst, daß der mit den „silbrigen Klingklang-Glöckchen" an den Füßen kommt. Der ist irgendwo draußen in der großen Welt und denkt vielleicht gar nicht mehr an das alte wundertätige Talkirchlein im Schwarzwald.

Das leidmütige Frikle.

Frik war sehr traurig. Der Vater reiste in der Welt herum, um Geld zu verdienen, und die Mutter, die Leid und Freud mit dem Frikle geteilt, war irgendwo hoch oben im Schwarzwald, um gesund zu werden. Das war herbe Zeit für den Frik, und da er gar niemand hatte, flug er

eines Tages, da das Schicksal dies begünstigte, ein Tagebuch an und schrieb da seine Leiden nieder.

Mein Tagebuch.

Ich habe mir ein Tagebuch angefangen, denn ich habe so viel K्लecke im deutschen Hest, daß der Herr Lehrer gesagt hat, ich muß ein neues bringen. Das ist mir gerade recht, da mach' ich das alte zu einem Tagebuch. Ich bin neugierig, was hinein kommt. —

Heute hat aber der Herr Lehrer gesagt, ich soll zum Schulschluffest das Gedicht aussagen: „Ich bin verdrießlich, weil ich verdrießlich bin, ach, so verdrießlich! Da haben alle Buben laut gelacht und gerufen: „Ja, ja, der paßt dazu!“ — Ach, das glaub' ich wohl, es geht einem Jungen, dessen Mutter verweist ist, recht schlecht. Morgens, wenn ich meine Strümpfe anziehe, haben sie ein Loch, meine Schuhe auch, meine Höschen steck' ich mir mit Nadeln fest, denn sie haben keine Knöpfe mehr. Ich denk' oft, wenn mir nun wieder einmal ein Zahn wackelt, wer wird ihn mir so schmerzlos ziehen wie Mutter? Niemand deckt mich abends zu; ach, ich muß mich sogar selber waschen. Alles hat die Mutter getan, und sie hat mir den Kaffee gerührt, wenn er zu heiß war, und nun ist sie einfach fortgereist, und ich soll mit einem Male alles allein können.

Wenn ich zur Schule muß, geh' ich immer durch den Volksgarten an dem Bänkchen vorbei, wo die Mutter als in der Sonne gesessen ist, und ich seh' mich auch drauf.

Heute war es schönes Wetter, und überall und rundum im Volksgarten Kinder mit Mamas, und man hörte nichts wie: „Liebling, Schakele, Herzchen.“ — O, zu mir sagt das nun niemand, auf der ganzen Welt niemand!

Heute saß ich wieder auf dem Bänkchen; auf einmal ruft eine Mama: „Bubi, Bubi!“ Das „Bu“ ganz tief und das „bi“ ganz hoch; so akkurat wie Mutter als. Da bin ich fortgelaufen, so schnell ich konnte, und es war auch höchste Zeit, denn es war ja das Schulschluffest, und ich muß' mein Gedicht aussagen.

Ich hab' es aufgesagt, erst ging es gut, aber dann fiel ich in meinen alten Fehler und sagte immer „verdrüßlich“ anstatt „verdrießlich“, und dabei muß' ich daran denken, daß ich unglücklich bin und mir jetzt niemand auf der Welt „Bubi“ sagt, am liebsten hätt' ich geweint! „Ich bin verdrüßlich, weil ich verdrießlich bin, ach so verdrü—üßlich!“ — Da war mein Gedicht zum guten Glück fertig. Alle Hände flogen in die Höhe und klatschten, alle lachten und sagten, ich hätt' es am besten gemacht, aber ich mußte schrecklich weinen, weinen, und der Herr Lehrer hat mich fortgeführt und gefragt, was mir fehle und ich sagte: „Die Mama“, und mußte noch mehr weinen.

Nachher liefen mir alle Buben nach und riefen: „Die Ma—mamaa fehlt ihm — huuu — drum ist er verdrüßlich, ach, so verdrü—üßlich!“

Da lief ich fort, fort, was ich konnte und wieder aufs Bänkchen, wo die Mutter so oft in der Sonne gesessen ist, aber jetzt regnete es, und ich setzte mich unter meinen Schirm.

Das war gut, daß es regnete, denn nirgendswowar ein Mensch, und niemand rief: „Herzchen, Liebling, Bubi,“ das war gut, sonst hätt' ich noch mehr weinen müssen. Ich dacht': „Überhaupt halt' ich es einfach nicht mehr aus, und ich schreib' es der Mutter, dann kommt sie sicher heim.“ Da auf einmal stand ein Mädchen vor mir, es war nicht so groß wie ich, mit einem alten kaputtenen Kinderwagen, und es sah mich so an, als wollt' es was von mir, und dann sagte es: „Darf ich das Linale zu dir unter den Schirm setzen? Ich muß noch schnell Kohlen suchen,“ und sie zeigte den Abhang hinunter, wo viel Asche und Schutt, Blechblüchsen, Glas und zerbrochenes Porzellan lag. Nun wickelte sie das Linale aus zwei Säcken, hob es aus dem Kinderwagen und setzte es zu mir unter den Schirm. Das große Mädchen lachte, wohl weil es so geschickt gewesen, und das kleinere Mädchen lachte auch, wohl weil es nun so schön im Trocknen saß. — Ich wäre gern nach Hause gegangen, ich wollt' ja Mutter gleich schreiben, daß ich es nicht mehr aushalte, aber jetzt konn' ich es nicht. So saßen nun das Linale und ich beieinander unterm Schirm und

sahen dem andern Mädchen zu. Das hatte sich einen Sack angezogen wie einen Mantel mit einer spizen Kappe über dem Kopf, um sich vorm Regen zu schützen und bückte und bückte sich nun und suchte den Abhang hinauf und hinunter die Kohlenstückchen in all dem Schutt zusammen. Manchmal sah man es gar nicht mehr, und dann wieder kam es zur Höhe und leerte seinen alten Korb in den kaputtenen Kinderwagen aus. Dann lachte es und rief mir zu: „Tapfer, tapfer muß ich sein, sonst langt mir die Zeit nit,“ und war schon wieder fort.

Was soll' ich immer zusehen, ich half lieber. Das Linale konnte den Schirm allein halten, und ich nahm den andern Sack über mich. Ich denk', ich sah aus wie die Männer, die Kohlen tragen. Nun konnten wir nochmal so oft den Korb ausleeren. „Tapfer, tapfer,“ sagten wir immer zueinander, und dann ging es wieder mit neuem Eifer. Auf einmal fing das verlassene Linale unterm Schirm an, den Mund breit zu ziehen und zu weinen; da lief das große Mädchen schnell den Abhang hinauf und rief: „Linale, Linale, nit weine, tapfer, tapfer — weißt, tapfer, tapfer muß mer sein', sag' d' Mutter!“ Da schluckte das Linale und dann war es still.

„Tapfer, tapfer,“ sagt unsre Mutter immer,“ erzählt das größere Mädchen, „bei allem sagt sie das, und dann geht's besser. — So jetzt haben wir genug, jetzt wollen wir heim, muß noch zu Nacht kochen, muß d' Mutter versorgen und unser Kleinst's, und Schuh putzen — muß mich tapfer wehren, d' Mutter is krank!“

„D', hab' ich gesagt, „meine auch!“

„Mußt nur tapfer sein, tapfer muß mer sein,“ sagt d' Mutter, „sonst geht's nit!“ — Adieu, Gutnacht, und ich dank' auch schön!“

Da ging das Mädchen mit seinen Kohlen und hatte Linale gut verpackt oben drauf gesetzt, und der Regen fiel nieder, aber es kümmerte sich wenig darum. Der Wagen schrie und quietschte, als wollt' er rufen: ich kann nicht mehr, und er sah immer aus, als wollt' er nach der einen Seite vor Schwäche umfallen, aber das Mädchen drückte kräftig dagegen und

ging seines Weges. Es sagte sicher immer: „Tapfer, tapfer,“ auch zum alten Wagen; es scheint, dann geht sogar das, was aussieht, als ob es so nicht weiter gehen könnte. —

Ich hab' lange nachgedacht, und ich denk', ich schreib' doch lieber Mutter nichts davon, daß ich es nicht mehr aushalte. Das Mädchen muß es ja auch aushalten, und ich bin ein Junge und ich bin größer als es. Das kleine Mädchen sagt immer: „Tapfer, tapfer — tapfer muß mer sein, sonst geht's nit.“ — Das hab' ich gar nicht gewußt, jetzt will ich's aber auch immer sagen: „Tapfer, tapfer!“

Mit diesen Worten hat Frikle sein Tagebuch geschlossen. Er setzte zwei Ausrufungszeichen hinter „tapfer, tapfer“, so dick und fest, daß sie zwei Kleckse wurden, aber das machte nichts. Das Tagebuch fing ja mit Klecksen an, also konnte es auch so enden.

Als nun Frikle auf die zwei Kleckse niedersah und auf das „tapfer, tapfer“ und dabei überlegte, daß er nun Mutter nicht klagen werde, damit sie nicht heimkomme und daß sie von all seinen Leiden nichts erfahren solle, rief er auf einmal: „Nein, nein, ich mach' es ganz anders.“ Und er kramte in seinen Hosentaschen und brachte unter vielen Schätzen ein Fünfpfennigstück zum Vorschein; das war es, was er suchte und was er brauchte, denn er mußte unbedingt einen Bogen Goldpapier kaufen.

Einen Bogen Goldpapier hat der Frikle nun, und Ferien hat er auch. Wie kann er die gerade jetzt gut brauchen, denn wenn man etwas Schönes vorhat, ist bekanntlich das Zur-Schule-gehen besonders unangenehm. Und sein ausgedientes Zeichenheft kann der Frikle auch gut brauchen. Er klebt die zwei blauen Umschlagdeckel aufeinander und hängt sie als eine feste Wandtafel an einem roten Band auf — nur ist nichts auf der Wandtafel zu schauen als eine leere, blaue Fläche. Der Frikle aber beginnt zu schaffen, zu messen, zu zeichnen, auszuschneiden und aufzukleben — ei, nun belebt sich das leere, blaue Feld: goldene Buchstaben marschieren an, stellen sich schnurgerade auf in Reih und Glied wie ein Regimentlein strammer Soldaten. Alle fünf Minuten springt der Frikle auf, hängt

die Tafel an die Wand und beschaut den Eindruck von nah und fern von jeder Zimmerecke, legt den Kopf links, legt den Kopf rechts und begutachtet. Draußen regnet's und regnet's, nur desto schöner leuchtet das Gold von der blauen Wandtafel durch den grauen Tag. „So wird's immer sein,“ denkt der Fritze, „in trüben Tagen ist dann mein Sprüchle noch schöner.“ Endlich, als die Arbeit so weit fertig ist und der Meister sie abermals mit kritischen Blicken betrachtet, meint er, nun noch ein Goldrändchen um die blaue Tafel, dann sei ein Meisterstück fertig.

Ei, wie vergnüglich reibt er sich die klebrigen Hände und lacht vor Freude und Wohlgefallen am gelungenen Werke in sich hinein. Herr Meister Fritze, ich meine, das Gestern gilt nicht mehr für Heute, ich meine, er ist kein bißchen mehr „verdrücklich“.

Zur selben Stunde, als Fritze so mit dem Goldpapier hantierte, stand in einem Bauernhäuschen hoch oben im Schwarzwald seine Mutter am Fenster, wischte die kleine, beschlagene Scheibe, sehnte sich heim und schaute trübselig ins Regenwetter hinaus.

„Ein bißchen Mut, ein bißchen Frohsinn, nicht den Kopf so hängen lassen,“ hatte der Herr Doktor gesagt, „das ist die beste Medizin, aber ich kann sie nicht aus der Apotheke verschreiben.“ — Arme Fritzesmutter, die Tränen rinnen ihr aus den Augen, sie denkt: „Ach, ich hab' kein bißchen Mut, kein bißchen Frohsinn!“ So waren es Tage, trübseliger wie draußen das Regenwetter für Fritzes arme Mutter, als eines Abends mit Feierabendläuten, die Wötin aus der Stadt eine Sendung vom Fritze brachte: das Tagebuch war es und die Arbeit, für welche Fritze um fünf Pfennige Goldpapier gebraucht hatte. Mutter las nun erst das Tagebuch, und dann hängte sie die Arbeit, wie Bubi es gewünscht, über ihr Bett. Der letzte Tageschein kam zu den kleinen Scheiben hinein und ließ die Goldbuchstaben auf dem blauen Heftdeckel an der Wand aufleuchten:

„Tapfer
muß man sein,
sonst geh't's nit!“

Das leuchtete nun golden durch die kleine Stube, und weil es ein trüber Tag, leuchtete es besonders schön, und weil's mit Fritzes Buchstaben bestand, begann es auch mit Fritzes Stimme zu reden und seine Mutter gab ihm Antwort: „Se, je, mein Fritze, was bist du für ein gescheites Bubi, so 's rechte Wort zu deiner Mutter zu reden. Ja, ja, wir zwei wollen jetzt tapfer sein, Bubi, du und ich!“

Die Mutter sah noch lange auf den goldenen Spruch und nickte ihm zu und lächelte: „Ja, ihr sollt nun über jedem Tag stehen, euch kann man gebrauchen, ihr goldenen Wörtle!“

Der Denkfettel.

Gottlieb Hagemaijer, zehn Jahre alt, beschaut sich die Herrlichkeiten des Weihnachtsmarktes. Die Hosen, die Schuhe sind ihm viel zu groß, der Kittel ist zu eng, längst verwachsen. So steht er da wie ein armer Bettelbub, aber wolltest du ihm ein Almosen geben, er würde es nicht nehmen. Gottlieb Hagemaijer ist gerade so stolz wie arm, und er ist sehr arm.

Er hat großen Hunger und seine Augen verschlingen, was Eßbares um ihn her ist. Das darf er, das kann ihm keiner wehren, aber er wird nicht satt davon.

„Nimm“, lockt jeder Lebkuchen, jede Waffel, „nimm, nimm!“ lockt all die Herrlichkeit.

„Ach, nimm doch, nimm!“ schreit der Hunger in ihm, und die Zunge spürt schon das Gute, das das Auge schaut. Alles drängt ihn jetzt hin zu dem braunglänzenden Pfefferkuchenmann, der ihm mit seinen dunklen Rosinenaugen und der weißen Mandelnase so begehrenswert erscheint. Die rechte Hand zuckt, auch sie lockt es, auch sie will nehmen.

„Nein, nein,“ sagt der brave Kämpfer laut und ballt die Hände tief

in den Hosentaschen zu Fäusten. „Naus dürst ihr nit,“ sagt er zu seinen Händen, „ich will nit stehlen.“

Zwei Schulkameraden kommen des Wegs.

„Na, Hagemaier, vom Schauen hat man nichts, ich mach', daß ich heimkomm, zu Haus gib't's Stollen! Adjes“ — sagt der eine.

„Adjes“, ruft der andere auch, „ich weiß es nicht gewiß, aber vielleicht ist die Weihnachtskiste von Großmutter schon da.“ Er kommt noch einmal mit einem Sprung zurück. „Du, ich sage dir, solche Würste hast du in deinem Leben nicht gesehen, wie sie die Großmutter schickt, so groß kann man sie nicht mal träumen, grad dem Meter nach kann man sie messen. — Au, um der Rosinenkranz! — ich sage dir: ff!“ — Er blinzelt den Kameraden an, als sei der auch ein Kenner von solchen Genüssen, macht einen Hops und lacht über die Schulter zurück: „Hab's en bissel eilig, du nich?“ —

Nein, Gottlieb Hagemaier hat es gar nicht eilig. Man kann sagen, ihm ist ganz elend vom Sehen und Hören von all den Genüssen. Satt ist er auch nicht davon geworden, im Gegenteil, noch hungriger, obwohl das kaum möglich.

„Ich glaub' — ich glaub', wenn das Münster von lauter Brot wär', ich kömt' es doch aufessen — oder — ich würd' noch nicht mal satt davon,“ — die Tränen laufen ihm dabei über's Gesicht, und er weiß doch nicht warum.

Nun geht er heimzu. Die Gassen werden Gäßchen, immer dunkler und ärmer werden sie. Der Bub summt ein Weihnachtslied vor sich hin; das ist ihm trotz allem Elend in den Sinn gekommen:

Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht,
Der Vater im Himmel für Freuden — — —

Kommen schon wieder die dummen Tränen? — Er wischt sie mit beiden Fäusten derb ab, schaut schnell mal um, ob es auch niemand gesehen hat. „Suse, Memme, ich glaube, ich werde noch gar 'ne Heulliese, en Tränenmariechen,“ so verhöhnt der Junge sich. „Nein, ein Mann will ich werden

und stark und groß.“ Er reckt die dünnen Arme und streckt sie. „Siehst du, Vatter,“ sagt er zum Himmel hinauf, „auf diesen Armen trage ich dann die Mutter einmal an einem Feierabend vom Waschfaß fort, und nie wieder darf sie für Geld waschen gehen — nie wieder! Dann verdien' ich's Brot.“

Also durchschritt Gottlieb Hagemaier zukunftsroh die letzte Strecke seines dunklen Heimwegs.

Zu Hause schaut er erst mal durch die kleine Scheibe, die in der Küchentür eingelassen ist. Da steht die Mutter. — Heut war sie nicht zum Waschen, sie ist krank. — Sie zerteilt einen Rest Brot. „Eins, zwei, drei, vier,“ zählt der Bub; — vier Kinder, vier Stück Brot, und was bleibt für die Mutter?

Sie steht in der Küche und wendet ihm den Rücken. Durchs kleine Fenster fällt der Dämmerchein. Der Junge betrachtet die Mutter; sie ist mager, vornübergebengt, krank — kein Wunder, die Mutter hungert.

Nun kommen die dummen Tränen schon wieder, aber er achtet's gar nicht. Er beißt die Zähne zusammen und ballt die Hände zu Fäusten, er steht dem Elend hilflos gegenüber. Er rennt fort, die Gäßchen und Gassen durch, und auf einmal steht er wieder vor den Zucker- und Bäckerbuden auf dem Weihnachtsmarkt. Und wieder schreit alles: „nimm, nimm“ und wieder zuckt die Hand. Und diesmal ist es stärker, was da schreit, stärker als all das andere, das ihn vorhin dazu verlockt. — Die Mutter hungert — das ist das eine, das ist das Stärkste. Diesmal steht da in der Versuchung kein braver Kämpfer, sondern ein Hilfsloser.

„Nein, nein, kein Dieb werden,“ denkt er — er beißt die Zähne zusammen — „lieber betteln.“

Der stolze Gottlieb Hagemaier streckt die Hand aus zum Betteln. Aber sie ist so voreilig, diese Hand, sie faßt das Brötchen, um das er doch erst bitten wollte. — Er weiß nicht, wie es kam, es ging alles so schnell — er will das Brötchen hochheben und fragen: „Bekomm' ich das, darf ich's nehmen?“ Da wird's ihm schon aus der Hand geschlagen. „Dieb, Dieb,“

schreit jemand. Er wird von einer Masse Menschen umdrängt und festgehalten. Da steht er nun, der stolze Gottfried Hagemaier, umdrängt und begafft als Dieb und Bettler.

Ein dicker Mann schafft sich Platz, er stöhnt und pustet und pflanzt sich vor dem kleinen Sünder auf. Er schnauft wie eine Lokomotive — puh — hu — puh — nun weiß ich mit einem Male, warum ich armer Dicker eilen muß, als hätt' 'en Christengeldchen mir seine Flügel geborgt — just, um den kleinen Mann da in Verwahr zu nehmen. — Ruhe, ihr Leut'! — Auf die Polizei! — Ruhe, Ruhe, geht nur wieder euern Geschäften nach, am Weihnachtsabend habt ihr ja doch alle keine Zeit, so herumzustehen. Ich will den Burschen in Verwahr nehmen. — Ha, ha, ha — der soll mir einen rechten Denzettel bekommen. Na, nur mal mit, aber flott!"

„Die Handlung nimmt ihren Fortgang,“ sagt einer aus der Menge. Sie macht nur widerwillig Platz — war so ein nettes, kleines Schauspiel, umgeben vom Weihnachtsstrubel und -jubil.

Der Dicke geht mit seinem Gefangenen. Ha, ha, ha — ein Denzettel soll er haben — hahaha. Die Gassen werden immer breiter und heller, große Läden kommen.

An einem großen Bäckerladen bleibt der Dicke stehen. Erst hat er wieder einen Lachanfall zu bekämpfen, dann rüttelt er den Jungen, als müßte er ihn aus tiefem Schlaf wecken. — „Na, sag' mal — wie viel von dem Zeug da drinnen könntest du denn vertragen?“

Der Bub schaut den Dicken prüfend an — „also quälen will er mich auch noch.“ — Er dreht sich gleichmütig um und zeigt aufs Münster, das fern liegt als ein dunkler Koloss — „das, wenn's Brot wär', könnt' ich's aufessen!“

Hoho — der Junge macht bittere Späßchen. Der Dicke lacht und weint doch dabei — „Puh-huhu, das durste nicht kommen — das durste nicht kommen!“ Er fasst den Jungen um die Schulter: „Junge, wenn du deinen Appetit verkaufen könntest, dafür zahl' ich noch was.“

Der Junge bleibt still, er hat keinen Sinn für Witzen.

„Nun, vorwärts marsch, deinen Denzettel sollst du haben, rinn spaziert, nämlich hier in den Laden. — Hahaha, der gehört nämlich mir, mein gutestes Jungchen, gell, da staunst!“

Der Dicke läßt jetzt zum ersten Male sein Opfer los, das er immer fest am Arm hielt, er faßt einen großen Rosinenkranz und hängt ihn dem Jungen um den Hals. „Steht ihm prächtig, ganz prächtig,“ er reibt sich vergnügt die Hände, während seine flinken Auglein umhersuchen. „Hier die zwei Stollen“ — er schiebt dem Jungen unter jeden Arm einen und betrachtet sein Werk: „Steht ihm prächtig — ganz prächtig — das reine Reklamebild. So, Junge, nun springst du heim zu Muttern und sagst, sie soll euch fix nen Kaffee dazu kochen. — Hab' ich nicht gesagt, einen Denzettel sollst du bekommen — ha, hahaha, einen Denzettel — aber das ist er noch gar nicht, der Denzettel.“

Er holt sein Notizbuch, schreibt etwas und reißt das Blatt heraus.

„So mein Jungchen, so — das ist der Denzettel. Das da, Alfons Ruhm, Breitestraße 7, das merke dir, das bin nämlich ich. Wenn du nun wieder mal so'n Hunger hast, so nen schönen, daß du unser Straßburger Münster aufessen könntest, dann holst du den Denzettel und liest ihn, oder sonst — immer zu Alfonsen Ruhm, das will ich noch gesehen haben, ob der dir nicht hilft! — Und nun, Gott befohlen, liebes Kind, mach, daß du heim kommst als Christkind zu Muttern — den Denzettel nicht vergessen! — Junge, wär' ich dir böß, wenn du nichts mehr von dir hören liebest!“

Das war ein liebes Christkindchen, das da strahlend in die Stube trat, einen Rosinenkranz um den Hals, zwei Stollen unterm Arm und frohe Weihnacht wünschte. — Da lachten alle Herzen.

Als alles so schön satt und gemütlich um den Tisch saß, holte Gottlieb Hagemaier seinen Denzettel aus der Tasche und hing ihn über sein Bett, als ob's ein Haussegel wär. Und es war etwas Frohes in der Stube, als ob das kleine Haus den Segen schon fühlte und daß es Frau Sorge nicht mehr lang beherbergen müßte.

96
Gottlieb Hagemaier zeigt der Mutter den Denktettel und zeigt ihn den Kindern und sagt: „Nun kann es uns nie mehr ganz schlecht gehen!“

Als am Abend Gottlieb Hagemaier in seinem Bett die Hände überm fatten Bäuchle faltet, schaut er zum Denktettel über ihm und empfiehlt den guten Alfons Ruhm seines lieben Herrgotts Wohlwollen. Dann streckt er die Arme aus: „Schaffen, schaffen! — mit Brottragen will ich anfangen, mein Vatterle, sollst sehen, jetzt hol' ich die Mutter schon bald vom Waschfaß fort und sie darf Feiertabend machen.“

Malchen Suppinkrut.

In meinem Leben geht alles außergewöhnlich her, und ich will euch mal wieder ein Kapitel daraus erzählen.

Ich bin ein schwarzer Dackel und höre auf den Namen Sepilo oder Seppete, das heißt, wenn es mir gerade so paßt. Einmal, als meine kleine Herrin, ein Mädchen von sieben Jahren, mit mir und seiner wunderschönen Puppe Hilda spielte und sagte, es sei die Königstochter und ich sei Moses und mich in einen Waschzuber steckte, der ganz nah am Ufer im Flusse stand, da ist das Moseskörbchen mit mir davon geschwommen. Ach und weh hat da das kleine Mädchen geschrien und ist wie toll am Ufer hergelaufen. Und ich hab' auch geheult und gerufen: „Wau, wau-wau-auau, helft, ihr Menschen, helft, hier muß ein armes Hündchen hilflos zugrunde gehen!“

Es war aber kein Mensch rundum, und niemand konnte helfen. So bin ich durch die Welt gereist, nicht in einem Auto und in keinem Luftschiff, sondern in einem Waschzuber, der ein Moseskörbchen sein sollte und ich ein Moses. Das war nun etwas ganz Altes und doch wieder das allerneueste Beförderungsmittel, noch neuer als ein Zeppelin, und so reiste ich ganz außergewöhnlich, weil in meinem Leben alles außergewöhnlich hergeht.



Da steht er nun umdrängt und begafft als Dieb und Bettler. (S. 94.)

Die Sternchen kamen schon an den Himmel, und ich reiste noch immer. Auf einmal, ich mußte inzwischen ein gutes Schläfchen geschlafen haben, hebt mich jemand am Kragen hoch. Ich reiß' die Augen auf; da hebt mich ein alter Mann hoch, nimmt sein Pfeisichen, das ihm im Mund klebt, heraus, spuckt ins Wasser und sagt: „Pui tausend, ist das ein miserabler Fischfang, und mein Netz hat der neunmal dumme Rüter mir auch zerrissen!“

Das war kein freundlicher Willkomm, aber ich machte mir nichts daraus, denn ich wußte es schon, meine kleine Herrin hatte es mir oft gesungen:

„Draußen in der kalten Fremde
Sind die Menschen nicht so gut!“

„Da hast du ihn!“ Damit wirft mich der Fischer ans Ufer, wo ein kleiner schmieriger Junge stand und mich ans Herz drückte und vor Wonne in der Luft herumsprang und mich küßte.

„Halt ein, Jung, mit diesem Freudentaumel, behalten is nich, so arme Leute können keine Hundesteuer zahlen!“ rief der Alte.

Aber der Bub schrie zurück: „Großvater, kannst machen, was du willst, ich geb' ihn nimmer her, und ich geb' ihn nimmer her.“

„Sa“, sagte der Großvater, „du hast recht;“ und er hat so schlaue Auglein und damit zwinkert er: „Du hast recht, was sollen wir arme Leute den Hund herschenken oder gar laufen lassen, das Netz hat er uns zerrissen, nun haben wir keinen Fang und nichts zu essen — das gibt einen feinen Sonntagsbraten!“

Ach, ach, es ist alles außergewöhnlich in meinem Leben, und nun soll ich auch noch so außergewöhnlich als Sonntagsbraten enden! Vielleicht werde ich noch eingesperrt und gemästet und muß manchmal mein krummes Pfötchen aus dem Stall strecken, ob ich bald dick genug bin.

Aber der kleine schmierige Junge, der steckte mich unter seinen Kittel, wo ich sein Herz klopfen hörte und lief mit mir davon.

Weil der Kittel aber ein großes Loch hatte, sah ich durch und sah, wie der Großvater lachte und in die Hände klatschte, sein Pfeisichen wieder in

den Mund steckte, die Hände in die Hosentaschen, und so zufrieden ansah, als wäre ihm eben etwas nach Wunsch gegangen.

Mein schmieriger, barfüßiger Bub läuft mit mir fort, als wäre der Großvater hinter uns und wollte uns haschen. Ich wärme ihm das Herz und er mir, denn ich muß immer denken, wie gut er doch ist und wie mitleidig unter seinem zerrissenen Kittel. Nun hält er an und schellt und jemand sagt: „Was bringst du denn da unter deinem Rock?“

„Ach, Herr Stadtrat,“ sagt der Bub, „Herr Stadtrat, Herr Stadtrat, weil Sie doch ein Jägersmann sind, könnten Sie's gebrauchen.“ Damit langt er mich unterm Kittel heraus, hält mich am Kragen hoch und sagt, daß ihn das Schluchzen stößt: „Großvater will ihn braten!“ —

Der Herr Stadtrat beschaut mich über die Brille weg, ich lass' das Schwänzchen und die Ohren hängen, ach, mir ist's nicht zum Wedeln und Lustigsein.

„hm, hm — so so — ja ja — so so —“ hat der Herr Stadtrat erst eine Zeitlang gemacht, dann hat er einen großen Lederbeutel an einer langen Schnur aus der Tasche gezogen, ihm das Maul weit aufgerissen und darin herumgesucht und dem Bub ein großes silbernes Stück gegeben. Der Bub könnte gehen und ich könnte dableiben, hat er gesagt, denn letzte Woche habe man seinen alten Waldmann begraben.

Es geht mir nun ganz gut bei Stadtrats, nur einmal, als ich der Frau Stadträtin und mein Bett verwechselte, ging es mir nicht gut; seit der Zeit tu' ich es lieber nicht mehr. Es ist aber ein bißchen langweilig, immer hinterm Ofen liegen, das mag ich nicht, denn da logiert das Heimweh und steht an meinem Bett, und ich muß dann von meiner armen, kleinen Herrin träumen, wie sie geweint und gerufen oder daß sie jetzt traurig an meinem leeren Bettchen daheim steht und mein altes Schlafliedchen singt:

„Gute Nacht, lieber Seppel,
Und ruh dich gut aus,
Und streck deine Pfötchen
Zum Bett nicht hinaus!“

Hier weiß niemand, daß ich eigentlich Sepilo oder Seppete heiße, sie nennen mich Findelkindchen.

Einmal kam der Herr heim und sagte: „Nun bring' ich noch ein Findelkindchen.“ Er nahm es von seinem Arm; es war ein mausgraues Feldhäschen mit schlapprigen Ohren und setzte es der Frau Stadträtin auf den Schoß, da hatte es gut Platz. Sie koste es und sagte immerzu: „Ach du süßes, süßes, armes Hascherl!“ In einer Ackerfurche im Schnee hatte es der Herr Stadtrat gefunden, das arme, süße Hascherl, aber der Herr Stadtrat taufte es nicht so, sondern „Malchen Huppinstrut“. Erst hatte es ein wehes Beinchen, aber dann heilte das, und nun huppte das Malchen im Zimmer herum und auf dem Hausgang. Es schlug mit den langen Ohren um sich, daß ich Angst bekam und mich hinter Frau Stadtrat verschlupfte; sie war eine gute, breite Deckung. Aber das Malchen war so gut, es ließ mir alle Knochen und Wurstpellen, und da wurden wir sogar Freunde und ich fürchtete mich nicht mehr vor Malchens langen Ohren. Herr und Frau Stadtrat erzählten überall von unserer außergewöhnlichen Freundschaft, und alle wunderten und freuten sich darüber. Aber in meinem Leben ist ja alles außergewöhnlich, wenn auch nicht immer zum Freuen; wenn ich nur daran denke, wie meine kleine Herrin alle Berliner Pfauentuchen heimlich fütterte und ich die Prügel dafür bekam, das war doch auch außergewöhnlich; denn gewöhnlich bekommt der Sünder auch die Strafe; das war sogar außerordentlich außergewöhnlich und zweifach schmerzlich.

Malchen Huppinstrut sitzt nun oft still an meinem Plätzchen hinterm Ofen und läßt die Ohren hängen. Dann gesellt sich das Heimweh, das im Ofenwinkel haust, auch zu ihm und erzählt ihm was Lustiges und doch Trauriges von den Häslein draußen in Wald und Feld, wie sie Purzeltaume schlagen, Männchen machen und lange Nasen und um die Wette rennen, und wie schön fett jetzt der Kohl draußen in den Äckern steht.

Einmal, es war schon gegen Abend, kommt der Herr Bürgermeister. Der Herr Stadtrat hebt das Malchen Huppinstrut an den Ohren aus

seinem Ofenwinkel und hält es hoch dem Herrn Bürgermeister vor die Nase: „Stadtoberhaupt, was meint Er zu einer Invitation zu diesem feisten Braten?“ — Schmunzelt der Herr Bürgermeister und sprach: „Werd' ich mit Freuden annehmen, unter einer Bedingung: mir als altem Jägermann mundet kein geschlachtet Wild, und muß das Häslein in freiem Feld durch Weidmanns Hand sein Ende finden.“

„O, du armes, süßes Häscherl!“ sagte die Frau Stadtrat, nahm das Malchen noch mal auf ihren bequemen Schoß und koste es und weinte ein Tränchen in sein maufegraues Fellchen, dann ging sie und sagte, sie wolle eine gute Beize richten, halb Wasser, halb Essig, ein Glas Rotwein, Wacholder und einen Tannenzweig, denn das Malchen scheine ihr kein heuriges Häschen mehr.

Ich dachte nur, hoffentlich hat das arme Malchen das alles nicht verstanden und merkt nicht, daß die Frau Stadträtin ihm schon die letzte Stätte bereitet.

Der andere Morgen bringt schon mit der Frühsonne den Herrn Bürgermeister ins Haus, der Herr Stadtrat hängt seine Flinte um, pfeift mir und fort geht es. Die Frau Stadträtin hat das arme Malchen noch mal ans Herz gedrückt und hat voll Wehmut gesagt: „Auf Wiedersehen!“ Dann hat man das arme, süße Häscherl in einen kleinen Sack gesteckt, der Herr Stadtrat hat selbst einen Knoten aus den Sackenden geschlungen und hat selbst das Malchen so im Säckchen getragen. Am Waldbrand, bei der Baumschule, machen wir halt. Der Herr Stadtrat nimmt das Malchen aus dem Sack: „Nun müssen wir es aber doch festbinden, sonst wär' der Racker am Ende schneller als meine Kugel.“ Sie suchen in den Taschen, aber weil sie keinen Hentersstrick finden, nimmt der Herr Stadtrat seinen großen Lederbeutel, in dem immer so viel Geld klumpert, aus der Tasche, schlingt das eine Ende der feinen Schnur um Malchens Hals, das andere Ende ums Holzgitter der Baumschule und in der Mitte hängt der Geldbeutel. Nun nehmen die Jäger Abstand, der Herr Stadtrat setzt die Brille auf die Nase und legt die Flinte an, nun zwinkert er das eine Auge zu,

zielt, gibt Feuer: — hui, da kracht es, — hei, da lacht es — dahin flieht das befreite Malchen in den Wald so schnell wie der Büchsenknall, der eben im Echo noch mal hell auflacht — haha — und der Wald gibt es wieder und der Wind trägt es weiter — haha, es ist, als ob alles rundum sich über das gerettete Häslein freute.

Nur die Jäger stehen da, als hätten sie den Kopf angeschlagen, und schauen dem schönen, feisten Braten nach.

„So ein Pech, so ein Pech!“ ruft der Herr Bürgermeister, „nun haben Sie gerade die Schnur, die den Racker hielt, durchgeschossen! —“ Und auf einmal schreit der Bürgermeister so wütend laut, als sei der Stadtrat plötzlich taub geworden: „Was schauen's denn so stier, warten's etwan, daß Ihr Malchen sich noch mal umdreht, Ihnen noch ein Kompliment und eine lange Nase macht?“

Malchen Huppinskrut, da huppt es hin auf Nimmerwiederschen und hat den Geldbeutel vom Herrn Stadtrat noch um den Hals hängen.

Ich spring' dem Malchen mit lautem Bauwau nach und ruf: „Adieu, adieu, mein Malchen, laß dir's gut gehen und grüß' mir deine Leute. Das hast du fein gemacht, haha, haha — so hab' ich noch nie gelacht!“ —

Aber ich halte mir meine Pfötchen vor beim Lachen, daß der Herr Stadtrat und der Herr Bürgermeister es nicht merken, die scheinen mir heute so übelnehmerisch und auch die Frau Stadträtin könnte es übelnehmen, denn sie hat doch zu dem Malchen ganz deutlich „Auf Wiedersehen“ gesagt und hat doch schon so eine schmachhafte Sauce mit Wein für es gerichtet.

Das gute Malchen, ich denke noch so oft an es und möchte gern wissen, wie's ihm geht. Ihr Kinder, fragt doch alle euer Osterhäslein, ob es vielleicht das Malchen Huppinskrut kenne und dann bestellt ihm viele Grüße von mir.

Seppela.

Der Fallschirm.

Das war im Jahre 1911, als der „Zuverlässigkeitsflug“ bei uns Städte und Dörfer, Täler und Berge überflog und die Gemüter der großen und kleinen Leute bewegte. Jedermann ward ein „Hans Guckindielust“, und wer nichts von den angekündigten Luftfahrten gewußt, hätte sich wohl den Kopf darüber zerbrochen, warum nur alle Leute so in den Himmel starrten. Wer nichts davon gewußt hätte — aber wer hätte nichts davon gewußt? Im Stadt- und Landboten stand davon, die Großen lasen es, und die Kleinen hörten zu.

Der Peter, als er heute zur Schule geht, macht es auch wie die andern, „nach den Wolken, Dächern, Schwalben schaut er aufwärts allenthalben.“

Der Peter kann's gar nicht verwinden, daß heute nicht schulfrei ist.

„Wenn um $\frac{1}{8}$ die Böller schießen, dann kommen die Flieger, dann ist schulfrei,“ ist tags zuvor den Kindern verkündet worden. O, wieviel tausend Kinder spitzten nun heute die Ohren und meinten, die Böllerschüsse herbeihören zu müssen, und sie ertönten doch nicht.

„Wenn die Fahnen aufgezo-gen werden, das ist auch ein Zeichen, daß die Flieger kommen, dann ist schulfrei.“ O, wieviel tausend Kinderaugen meinten, die Fahnen herbeisehen zu müssen, und sie kamen doch nicht hoch. Das Wetter war zu schlecht. So hatte man sich umsonst gefreut, alle Kinder mußten in die Schule, auch der Peter. Er läuft zu und kommt auch richtig und mit Glück heil in der Schule an; ich muß mich heute noch darüber wundern. Nun sitzen sie in der ersten Stunde beisammen. Der Herr Lehrer spricht von Kaiser Karl dem Großen, wie er tüchtig und unsichtig gewesen, und daß er die Schule eingeführt; dafür müssen wir ihm recht dankbar sein, nicht wahr? Nun, die Buben denken zwar ein bißchen anders, so etwa, „der hätte auch was Geseite-eres tun können.“ — Und der Herr Lehrer hält seine schöne Rede weiter. Da fliegt ein Brummer durchs Zimmer, und der Peter fährt hoch: „Sie kommen, sie kommen,“ und die ganze Klasse schießt in die Luft. „Ein Flieger, ein Flieger kommt!“ —

„Kein Flieger, eine Fliege!“ sagt der Herr Lehrer voll Ruhe und bringt nach ein paar Minuten seine Schüler glücklich wieder zu Kaiser Karl dem Großen.

Draußen beginnt sich das Wetter aufzuhellen, die Schwalben fliegen höher. Kaum, daß eben der Schatten einer flügel-schlagenden Schwalbe die Fenster streift. Da ruft der Peter und mit ihm die ganze Klasse: „Der Zeppelin, der Zeppelin!“

Nun wird der Herr Lehrer schon beinahe böse: „Wenn ich bei Kaiser Karl dem Großen bin, habt ihr nicht bei Zeppelin zu sein.“

Nun geben sich die zweiunddreißig Buben wieder redlich Mühe, aber es ist ein schwerer Kampf: sie und der Herr Lehrer sind eben immer um einige Jahrhunderte auseinander, und da können sie sich gar nicht verständigen. Derzeit der Herr Lehrer nun glaubt, mit seinen Buben eben feierlichst Kaiser Karl den Großen zu Grabe zu tragen, in derselben Minute fliegen alle seine zweiunddreißig Buben fast eihundert Jahre später lustig in den Wolken herum.

„Au, jetzt kommen sie doch, die Fahne ist hoch, die Fahne, die Fahne!“ jubelt der Peter nun wieder in den schönen Nachruf hinein, den eben der Herr Lehrer dem großen Kaiser hält.

Der Herr Lehrer hat sich heute morgen zwar ein extragroßes Quantum Geduld mit in die Schule genommen, weil er sich gesagt, daß er heute wohl reichlich davon brauchen werde. In dem Augenblick aber, als der Peter nun wieder losschreit, ist dem Lehrer das Geduld-säbdlein gerissen. Da die Böller eben losschießen, entläßt der Lehrer nur zu gern die zappelige, unaufmerksame Klasse, allein: „Peter, Peter, du mußt Strafe haben.“ Der Herr Lehrer zieht die Stirne kraus. „Du mußt dich fügen lernen, Peter, so kannst du nicht durchs Leben; die andern können gehen, du bleibst da.“

Die andern gehen, Peter muß dableiben und sich fügen lernen. Der Schlüssel dreht sich von außen in der Türe, Peter ist allein. Abgerissen klingt noch hier und da ein Laut aus dem Kreise seiner Kameraden zu

ihm herüber, er erkennt sogar einige Stimmen. Peter geht vom offenen Fenster fort, das macht ihn zu traurig. Seine Kameraden sind frei, nur er ist eingesperrt.

Die Fenster stehen offen, auf der einen Seite werden in den gemähten Wiesen hohe Haufen Heu zusammengerecht. Die Haufen wachsen bis zur halben Höhe des unteren Stockes vom Schulhaus. Einen Augenblick kommt dem armen Arrestanten die Versuchung, aus dem Fenster zu springen mitten auf so einen Heuhaufen; ja, wenn er im zweiten Stock wär, wahrhaftig, dann würde er nicht zaudern, aber aus dem dritten Stock! — Da hört er den Lehrer unter dem Fenster, das nach der anderen Hausseite geht, auf dem Schulhof sprechen. Vorsichtig lugt der Peter nun zu diesem Fenster hinaus. „Lassen Sie den Burschen in zehn Minuten laufen,“ sagt der Lehrer zum Schuldiener und gibt ihm den Klassenschlüssel.

Da der Peter dies gehört, ergibt er sich in sein Schicksal; zehn Minuten kann man's aushalten. Da kommt er noch recht, das wär' auch noch schöner, wenn er beim Aufstieg der Flieger nicht dabei wäre! — Ha, wenn er, der Peter, groß wär', ein Flieger wollte er werden und mit seinem „Klar“, den er ja jetzt schon baute, über Dächer und Städte fliegen.

Über solch schönen Zukunftsgeanken verging die Zeit dem Arrestanten ganz angenehm. Auf einmal weckten ihn nahe Böllerschüsse aus seinen Träumen. — „Holla, jetzt kommen sie.“ Peter rennt nach der Türe und rüttelt und rüttelt — verschlossen! Er rennt zum Fenster und ruft über den Hof — alles bleibt still, und die zehn Minuten sind doch längst vorüber. Ach, nun wird es dem Peter klar. Der alte Schuldiener hat ihn vergessen. Der ist auch draußen auf den Wiesen vor der Stadt, will die Flieger sehen, hat den Schlüssel mit und denkt nicht an den armen Arrestanten. O, der Peter läuft wie tollwütig im Klassenzimmer herum. Noch einmal versucht er es mit Rütteln an der Türe; trommelt mit Fäusten und Absätzen dagegen. Bei einem neuen kräftigen Anrann fällt etwas hinter Peter mit Gepolter von der Wand zu Boden. Der Peter schaut sich um. „O der — der olle, dumme Regenschirm.“ Peter gibt ihm

noch einen Stoß mit dem Fuß, daß er weiter fliegt und setzt sich auf einen der Schultische, springt auf und beginnt wieder im Schulzimmer herumzurennen, dabei stolpert er über den „ollen dummen Parapli“ und purzelt sogar darüber.

„Ein Fallschirm bist du auch noch, en Fallschirm!“

„Fallschirm, Fallschirm,“ tickt die Klassenuhr in die tiefe Stille; „Fallschirm, Fallschirm,“ spricht der Peter gedankenlos nach, „Fallschirm, Fallschirm!“ Aee, überlegt er bei sich, en Fallschirm is doch etwas ganz anderes. Wie hätte er, der Peter, nicht wissen sollen, was ein Fallschirm ist! Natürlich weiß er das — ein Fallschirm ist ein schirmartiges Gestell zum Herablassen des Luftschiffers aus dem Ballon, er muß groß sein und einen starken Überzug haben. Das ist ein Fallschirm, und was keiner ist, kann einer werden, sinniert der Peter und ein Regenschirm könnte auch ein Fallschirm werden — warum denn nicht? Peter holt sich nun den Regenschirm vom Herrn Lehrer und untersucht ihn lange auf seine Tauglichkeit. „Groß muß er sein, und einen starken Überzug muß er haben.“ Na, einen größeren und stärkeren Schirm als den vom Herrn Lehrer gab es wohl kaum mehr.

Zuhuh — nun hättet ihr den Peter auf einmal sehen sollen! Seine Kappe riß er vom Haken und drückte sie fest in den Kopf, seinen eignen Regenschirm greift er, und in der anderen Hand hält er den weit kräftigeren vom Herrn Lehrer, „doppelt genäht hält besser,“ sagt er laut. — Für einen Augenblick steht nun der Peter im offenen Fenster auf der Brüstung und spannt die Schirme auf, nimmt einen in die rechte, einen in die linke Hand.

„Zurück, zurück,“ will der alte Schuldiener rufen, er kommt gerade angelaufen, die Stimme versagt ihm vor Schreck, er hält den Schlüssel hoch. Aber der Peter sieht und hört doch nichts. Einen Moment noch kann man den Knaben da oben im dritten Stock sehen, dann fährt etwas durch die Luft. Die Arbeiter laufen schreiend herzu, der alte Schuldiener zitternd. Da sitzt der Peter lachend im großen Heuhaufen, in jeder Hand

einen offenen Schirm. Der alte Schuldiener befüßt ihn mit zitternden Händen:

„Gott Dank, Gott Dank, ich hab' ihn ganz vergessen gehabt, und 's ist hart für ein so junges Blut, heut eingesperrt zu sitzen und das nicht mitzuerleben. 's hätt auch können schief gehen, zum Beispiel, wenn der Heuhaufen nicht dagewesen.“

„So dumm bin ich nit, wenn der Heuhaufen nicht dagewesen, hätt ich's nicht gemacht!“

„Sek ist alles gut, lauf nur zu, Bürschle, daß du nun rechtzeitig ankommst zum Aufstiege.“ Und der Peter läßt es sich nicht zweimal sagen, er läuft, was er kann.

Der Peter kommt noch rechtzeitig, die verschiedenen Flieger aufsteigen zu sehen. Er macht es mit, das Bewundern, schaut und schaut und macht ihn mit, den Jubel, der dann tausendfältig losbricht: „Eine neue Zeit bricht an!“

Aus Mutter Müllers Krämladen.

S In Mutter Müllers Krämladen ist es sonnengoldig warm und so still, man hätte den Schnittlauch in den Töpfen wachsen hören können und die Anemonenglöckchen läuten — bimbam, bimbam — über den Rand der irdenen Schüssel.

„Glocken, Glocken, läutet doch nicht so laut,“ sagte kimmerlich dreinschauend ein faltiges Äpfelchen, „ich glaub', ihr seid mein Sterbegeläut.“

„Unseres auch,“ hauchten müde die alten Kartoffeln in ihrem Korb.

„Bimbam, bimbam! Das ist ja ganz lustig, das ist doch kein Totengeläut. Bimbam!“ sangen die Haselnußklätzchen und begannen im Takte hin und her zu tanzen, daß der goldene Blütenstaub durch den Laden zog.

„Nun wird's lustig, nun möchte man flinke Füßchen haben und auf

diesem Goldstaub tanzen, — tanzen in die Sonne hinein,“ sagten die schlanken, weißen Narzissenfräulein und wiegten sich und eines deklamirte:

Wie gut hat's doch das Hummelchen!
Das macht ein Frühjahrsbummelchen
Durch diese schöne Welt.

Im Zwiebelkranz begann eine dicke, dicke den Kopf zu schütteln. „Ihr da unten, habt euch doch nicht so wichtig, als gehörte euch die ganze Welt; wenn man's recht beschaut, seid ihr gar nichts wert. Was kann dagegen unsereins den Menschen für Dienste leisten! Wenn die Ladentüre geht, — Zwiebeln werden verlangt, — Zwiebeln!“

„Oder Kartoffeln!“ sagten die im Korb.

„Nach Äpfeln ist die stärkste Nachfrage,“ piepte das kleine verschrunpfele Äpfelchen ehrfurchtig.

„Eier, Eier!“

„Orangen!“

„Suppenkraut, Suppenkraut wird am meisten verlangt.“

So rief es durcheinander. Die Linsen und Erbsen, die Kaffeebohnen in den Schubladen erhoben ihre Stimmen, die Bonbons in den Gläsern, — jedes wollte, wie's überall ist, am meisten wert sein.

„Ja, ja,“ nickte die dicke Zwiebel, „uns alle braucht man, uns alle verlangt man, — nur ihr Blumen seid unnützes Zeug, für euch gibt keiner einen roten Heller. „Ah!“ und „oh!“ sagen mal die Leute und; „Wie nett!“ Aber Geld seid ihr keinem wert.“

„Nur nicht streiten, nur nicht streiten,“ flüsteren die weißen Narzissen. „Still, still! Streiten ist so häßlich.“

Da ließen die gelben Dotterblumen die Goldköpfe und die Anemonen ihre Glöckchen über den Schüsselrand hängen. „Still, still, streiten ist häßlich!“ Die Haselnußklätzchen hörten auf sich zu schwingen und der gelbe Blütenstaub zog zur zerbrochenen Scheibe hinaus. Der Wind klatschte gerade am Laden vorbei und es war kein bißchen Sonnenwärme und Licht mehr im Krämerladen.

„Ach, das bißchen Fröhlichkeit und Wärme hat einem doch gut getan,“ klagten die Drangen, „es hat einen an die liebe Heimat erinnert!“ Und in ihrem Herzen waren sie der Dicken im Zwiebelkranz gram.

In all der Stille ging die Ladenglocke, ein Lichtschein fiel ins Dämmern. „Nun weine nicht mehr,“ sagte eine Dame tröstend zu dem kleinen Mädchen, das sie an der Hand hielt. „Auf der ganzen Welt gibt es wohl kein Kind, das nicht mal auf sein Näschen geplumpst ist. Schau dich um, was für feine Sachen hier sind. Drangen und gar noch Äpfel, Süßes und Bonbons. Nun darfst du wählen, was du willst, was dir am besten gefällt.“

Wie flink war da das letzte Tränchen weggerischt. Das Kleine breitete sein rotes Schürzchen weit aus und sagte: „Möcht' alle Blumen haben!“

Die alte Mutter Müller vom Kramladen lächelt und die gute Dame lächelt auch, — das kleine Mädchen aber mit der himmelblauen Schleife im Haar und der roten Schürze sieht das gar nicht. Es will mit seinen Blumen schnell hinaus in die Sonne. Es springt davon, hat alles vergessen: Tränen, Leid und Dankensollen. „Blumen, ach Blumen!“

Die Narzissen schauen stolz wie Königstöchter, ihre goldenen Krönlein leuchten; die Anemonenglöckchen läuten über den roten Schürzenrand, die Haselnußkätzchen himmeln hin und her, und wo das Kind geht, zieht goldener Blütenstaub.

Die alte Gemüsemutter, die gern ein bißchen schwächt, bleibt unter der Thür stehen und sagt: „Blumen is halt immer was fürs Herz, fürs junge und fürs alte. Wie viele kaufen Blumen, denen der Kreuzer fürs Brot gezählt is. Sind so was Liebes, machen's Fensterl freundlich, an dem sie stehen, den Alltag schön, — ich mein', sie machen sogar die Menschen besser.“

„Ja“, sagte die gute Dame, „sie duften einem ins Gemüt.“

Die dicke Zwiebel im Zwiebelkranz hörte das alles und konnte sich nicht mehr halten vor lauter Neid und Mißgunst, — plumps, bummerte sie laut auf den Boden.

„Na, was fällt denn dir ein!“ rief die alte Gemüsemutter, hob sie

auf und betrachtete sie kopfschüttelnd. „Mir scheint, du bist nicht mehr viel wert!“ — und sie warf die dicke Zwiebel in den Rehricht.

Das hatte sie nun davon.

„Tipp, tipp.“

Mutter Grundreich war so grundarm, wie man nur sein kann. Ihr Grundbesitz war der an Wurzeln und Kartoffeln, Rüben, Rettich, Schnittlauch und Kressen in ihrem Gemüseladen, ihr Reichthum eine unveräußerliche Vergnüglichkeit im Herzen, die bestehen konnte, wenn der ganze Kassenreichtum ein paar Kupfer oder Nickel betrug.

Nun hatte heut morgen der Briefbote an der Privatwohnung von Mutter Grundreich die Elektrische angetippt: „Tipp, tipp!“ — Die machte: „Kling, ling,“ fein und zitternd ging es durchs ganze Häuschen: „Kling, ling.“ — Sie konnte es noch. Man sollte denken, sie müsse es schon lange verlernt haben, vergessen, verschlafen. Sie schlief ja schon so lange, wie's Dornröschen im Märchen — nein, nicht ganz — aber doch furchtbar lange. Beim Grüntram Grundreich ging die Ladenbimmel fröhlich, unverdrossen, blechern, alle Stunden des Tages; die feine Elektrische, wo Mutter Grundreich „privat“ zu sprechen, schon Jahr und Tag nicht mehr — Jahr und Tag. — Darum fuhr es der Grüntramutter auch gleich mit freudigem Schreck in die Glieder — durch und durch, gerade, als ob die elektrische Leitung in sie überginge. Da stand das graue, erdfarbene Weiblein und wunderte sich: „Ree so was. Jahr und Tag nimmer, und nun mit einem ‚Tipp, tipp‘ — ‚Kling, ling‘.“ Das war gegen die blecherne Ladenbimmel, die Mutter Grundreich ewig im Ohre lag, wie Christkindchenläuten. Sie lächelte für sich — vor Jahr und Tag war es am Kommunionsest ihres Einzigen, nach dem Kirchgang; die Mutter hatte wie immer bescheidenlich und klein durch die Ladentür gewollt — da war er vor sie getreten, die Sonne lag auf seinem Gesicht — „Schöne, frohe Leute,

Könige sind wir heute!" sagte er. Er ging an die Haustür, er war stolz wie ein großer Herr, die Mutter schaute zu ihm auf, er tippte zweimal die Elektrische — „Kling, ling" — so fein und lieblich war es, man könnte meinen, ein Glückselgen sei mit silbernem Glöckchen durchs Haus gezogen. — Mutter Grundreich lächelte wieder; nun merkte sie, daß all die Jahre dies „tipp, tipp — kling, ling" ihr in Herz und Sinn lebendig gewesen wie ein Stück ganz, ganz heimliches, tiefes Glück, das man selbst nicht weiß vor lauter Alltag. — Dann hatte er, ihr großer Bub, eine Verbeugung gemacht und ließ die „schöne, frohe Königsmutter", das kleine, gebückte Gemüßweiblein, an sich vorbei, und es war ihr beinah, als trüge sie eine Krone.

So verträumte Mutter Grundreich den Morgen, ging mit freudigen Erinnerungen im Herzen still gewohnt ihren Alltag, lächelte und sumnte vor sich hin, manchmal hielt sie in der Arbeit inne und wunderte sich, warum ihr heute so „besonders" sei. — Sie hatte es ja ganz vergessen, daß es heute morgen wieder „Kling, ling" durchs Haus gezogen, so lieblich, daß man an ein Engelen mit silbernem Glöckchen denken konnte.

Erst gegen Mittagläuten fand sie nun zufällig den Brief im Türspalt: an Mutter Grundreich. Germany.

„Sieh, sieh, schau, schau" — nun wußt' sie auf einmal, warum ihr den ganzen Tag schon so besonders war. Die Sonne zog eine goldene Bahn durch den dämmerigen Grüntram. Mutter Grundreich war es so, als ziehe es sie gerade da mitten hinein, um ihren Brief zu lesen. Sie rückte ins warme Sonnenlicht und begann behaglich: „Liebes Mutterl!" — „Gott sei Dank, Deutsch konnte er noch," dachte sie, und schon ramte ein eiliges Glückstränchen über ihr kleines Runzelgesicht.

„Liebes Mutterl!"

Nun hab' ich Jahr und Tag nicht mehr geschrieben, weil ich Dir nur Gutes schreiben mochte.

Nun kann ich Dir das Allerguteste schreiben für Dich und mich — liebes Mutterl, gib alles auf und komm hierher. Fürcht' Dich nicht vorm

großen Wasser, es bringt Dich ja zu Deinem ‚Einzigem'. Sollst keinen Finger mehr rühren, sollst's auch mal gut haben. Du hast recht: ‚Sich regen bringt Segen, und Handwerk hat einen goldenen Boden,' wie hundertmal hast Du es gesagt — nun komm, genieß den Segen, nach Feierabend bei Deinem Sohn — hörst Du, komm!" —

Mutter Grundreich lachte und lachte und weinte und weinte — das Glück war zu mächtig groß. An allen Wänden, an der Tür und überall stand: „Komm, komm!" Klang durch allen Großstadtspettakel: „Komm, komm!" Die Sonne guckte durchs angelaufene Fensterlein. Mutter Grundreich stand in der goldenen Bahn und faltete die Hände — „Sich regen bringt Segen — Segen, Segen!" sagte sie, als ständ' es da zu lesen am kleinen, goldenen, besonnten Fenster. Aber da stand nichts. Nur Tropfen sammelten sich an der beschlagenen Scheibe und lösten sich langsam — das war wie Tränen.

„Nee, nee — keine Tränen nich — die waren soviel in meinem Leben, das is nu vorbei!" — Um Mutter Grundreich war alles Glück, Segen und Singen, sah sie recht, selbst die Krautköpfe lachten mit breitem Mund, die Wurzeln und Rüben in ihren Falten, und aus dem Kartoffelkorb zwinkerten tausend vergnügte Augen. — Ja, ja — Mutter Grundreich glaubte es gern, es war ja auch wie ein Märchen — „Tipp, tipp — kling, ling" — so hatte es angefangen, war's nicht wie zage Schritte auf klingenden Goldpantöffelchen gewesen?

Sie stand da, klein und gebeugt, als hätte Kummer und Sorgen sie ewig zur Erde gezogen. Immer war das Leben Handeln, Sparen, den Groschen drehen, — Sorgen, Sorgen, unfehlbar — nun auf einmal kam es wie das goldene, scheue Märchen — eigentlich — wenn sie es recht bedachte, war es schon Jahr und Tag um ihren Sorgentram gegangen — da hatte es angefangen, als es so lieblich wie Himmelsglöckchen durchs kleine Haus geklungen und der Sohn sich vor seiner kleinen, höckerigen Mutter verbeugt, daß ihr war, als trüge sie eine Königskrone. — Mutter Grundreich lächelt: „Leise, leise ist es um dich gewesen," redet sie zu sich,

„und du hast es richtig erst gemerkt, als es dir dein Bündelchen aus der Hand genommen — ob es vielen so geht?“ — ‚Aber manchmal,‘ denkt Mutter Grundreich zurück, ‚weißst’s nicht mehr, wenn die Sonne auf deinem Fensterl lag, war es dir doch, als müßt’ so etwas wunderschön Goldnes auch mal zu dir kommen.‘ — Nun war es gekommen — du lieber Gott, das Glück! in all den Alltag, den unabsehbaren Sorgenkran! „Es lacht alles rundum, die ganze Welt und alle Menschen,“ meint Mutter Grundreich, „und es ist doch nur zu mir gekommen und meint nur mich.“ —

So ging es Mutter Grundreich; aber da war noch jemand — das elternlose Kind, dem sie bis dahin eine gute, treue Ziehmutter gewesen. ‚Das könnte ich nicht verantworten,‘ dachte die alte Gemüsefrau, ‚ein junges Pflänzchen in andern Boden zu verpflanzen — wenn’s nun nicht anginge, nicht fortgediehe?‘ So hielt Mutter Grundreich Zwiegesprache mit ihrem Gewissen.

Nun ging sie ins Schwesternhaus, ob nicht eine kleine Waise, ihr Ziehkind, Aufnahme finden könnte. Über dem Haus steht die Christusstatue. — „Kommt her zu mir alle!“ Unterm Dach ist ein Kämmerchen frei, da sagten sie nicht nein.

Mutter Grundreich hatte noch viel zu besorgen und konnte erst spät abends ihr Ziehkind abgeben. Eine junge Schwester machte die Türe auf und hielt die Laterne hoch, daß der Schein dem Ziehkind gerade auf die blonden Böpfe um den Kopf fiel. Nun hielt Mutter Grundreich trotz ihrer Eile noch eine Empfehlungsrede: „Da ist es — es ist gut zu gebrauchen, das hat noch nie einer gehen sehen — das springt nur — und wenn’s lacht, muß man grad mitlachen, so ein fröhliches Herz hat’s. — ‚Apollonia‘ heißt es — aber das ist zu lang für so etwas Flin tes Kleines — man ruft sie halt ‚Appel‘.“

So gab Mutter Grundreich ihr Ziehkind mit Geburts- und Taufschein, allen Rechten und Verpflichtungen im Schwesternhaus ab.

„Und nun adjüs — ich muß mich sputen, daß ich zu meinem schönen Feierabend komm!“ — sie lacht leise in sich hinein. Sie legt ihre kleine

erdgraue Arbeitshand auf Appels blonde Böpfe. „Adjüs, Kindle. Gott woll’ es, daß sich das Glück auch mal zu dir’ findet. — ‚Klingling‘, — ich hab’ es dir ja erzählt, wie auf kleinen goldenen Pantöffelchen, so kommt es. — Adjüs, Gott schick’ es dir!“

Das war ein schlichter Segen. Die junge Schwester hielt die Laterne hoch, und sie standen alle drei unter der Christushand. „Adjüs noch mal, adjüs.“ Die Türe klappte, Mutter Grundreich war draußen, die andern drinnen, aber der Segen war mit ins Haus gegangen. — Die Schwester führte das Kind an der Hand, sie hielt sie fest und dachte: ‚Du armes, kleines Wandervogelchen, schau nicht so kläglich in die Welt, ich will dein Nestchen weich und mollig machen — ich will dir guttun, was ich kann.‘ Wenn es jetzt geschellt hätte, wenn Mutter Grundreich an die Tür gekommen wäre — ihr Ziehkind zurückverlangt hätte — Schwester Ursula legt den Arm um den scheuen, kleinen Fremdling — so ein liebes, junges Kindel — nein, sie hätte es nicht mehr hergegeben.

Im Zimmer unterm Dach ist ein Knopf in der Wand, gerade beim Bett. Das steht frisch gedeckt, und ein liebes Lavendeldüftchen durchzieht die Kammer. „Schau“, sagt die Schwester und wendet Appels Gesicht nach dem Knopf in der Wand, „schau, wenn du rufen möchtest, wenn jemand zu dir kommen soll, du jemand brauchst — dann drück’ mir auf den Knopf in der Wand — tipp tipp — dann kommt jemand und hilft dir. — Nun gute Nacht, kleiner, lieber Hausgenosse — schlaf gut, und Gottes Segen über dich!“

So viel Segen war dem Appel auf seinem ganzen Lebensweg noch nicht geworden wie heute.

Appel konnte nicht schlafen. Der Knopf in der Wand war schuld. Er war ein großes Wunder. Appel hatte ja schon viele Knöpfe an den Haustüren gesehen, aber noch keinen solchen — mitten in der Wand und — das war es — — extra und allein für sie! — Ist’s nicht wie im Märchen, der Wunderring — „wenn du auf den Stein drückst, komm’ ich zu dir,“ sagte die gute Fee — ist es nicht gerade so? — Appel, das Ziehkind, das

kleine Kaufmädchel, soll jemand rufen dürfen, jemand brauchen! Gerade umgekehrt war es immer. Sie faltete die Hände — ach, ging's ihr gut! Sie löschte die Kerze — Angst wollte sie keine haben, sie brauchte ja nur auf den Knopf zu drücken. Sie brachte die Gedanken nicht davon ab. Wenn das Mutter Grundreich wüßte mit dem Knopf in der Wand — ob sie dem lieben Gott danken müßte für den Knopf in der Wand? —

Der Mond lacht so gut zum Dachfenster herein, ich weiß, er will sagen: „Schön guten Abend, da bist du ja, du kleines, dummes Angsthäschen. Wenn der Wind nachts an deinem Fensterl rüttelte, die Weiranken daran tickten, die dir gewiß nichts tun wollten — hu hu, wie hast du dich gebangt — und wenn alles tief still, dann auch, immer, wenn dein törichtes Kinderseelchen allein, war es voll tausend Bangen — hast du denn niemand?“

„Doch, ich brauch' nur den Finger auszustrecken,“ sagt Appel für sich — fast als ob sie den Mond verstanden — „nur zweimal tippen.“ —

„Klingling“ — leise, leise, zag klang es durchs Haus. — Die junge Schwester eilt, der Lichtschein tanzt ihr voraus — so huscht sie durch das stille Haus, müßte goldene Pantöffelchen tragen wie das Glück. — ‚Ein armes, banges Kinderseelchen hat mich gerufen,‘ sind ihre Gedanken — so ein kleines Dummerl, das sich vor nichts und wieder nichts fürchtet — ich komme — ich bleibe bei dir. Wahrhaftig, wie ein ängstliches, zitterndes Vogelstimmchen hat es geklungen. — Du armes verschuchtes Vögelchen, du sollst es gut haben.‘ — Die junge Schwester ist mit einem ein Mütterle voll Sorglichkeit und Liebe.

Die heimatlose Appel sitzt aufrecht und schaut mit großen Augen in die Dunkelheit — als nun die Tür aufgeht, wirklich, wirklich mitten in der Nacht Trost und Liebe zu ihr kommt und dem kleinen Angsthasen alles Bangen nimmt, da lacht ihr kleines Gesichtel, der Schelm wird wach in ihr und das fröhliche Herz: ‚Tipp tipp, kling ling — so kommt das Glück, hat Mutter Grundreich gesagt.‘

Das Modellengelchen.

Man erlebt oft ganz seltsame Geschichten in der Welt, manchmal haben sogar kleine Leutchen schon ganz wunderbare Erlebnisse. Da ist z. B. das „Wiggele“, ein gekürztes „Hedwigele“, das singt heute in der Schule mit klarer Stimme:

„Wenn ich ein Englein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt!“

und singt es so innig, daß man merkt, sein kleines Herz hat Anteil daran. Ja, es wünscht es sich so sehr, daß es daheim sagt: „Ach, Mutter, ich mücht' so schrecklich gern ein Englein werden!“

Die Mutter erschrickt fast ein wenig und meint: „Damit wäre ich aber gar nicht einverstanden!“

„Nun, dann geh' ich mit dem Peterle Tanzknopf (Kreisel) treiben, das ist auch schön!“ meint das Wiggele schnell getröstet, als es sieht, daß sein Traum vom „Englein, lieblich im Himmelsweiß“ zerrinnt. Jedes nimmt seine Peitsche und seinen Tanzknopf, und dann springen sie zusammen fort. Als sie nun müde vom Tanzknopftreiben sind, sehen sie sich aufs Gartentrepptchen. Der Peterle beschaut sich vor da die Welt und hat seine eigenen Gedanken.

Dem sanften Wiggele aber zieht sein Schulliedchen durchs Gemüt, und es lockt das Wiggele, in all den lauten Straßenlärm, ganz leise sein Wünschen hineinzusingen: „Wenn ich ein Englein wär, lieblich in Himmelsweiß, ach, wie so sehr!“

Und denkt, nun kam das wunderbarste Erlebnis in Wiggeles junges Dasein. Die Straße daher kommt ein kleines, eisgraues Herrlein spaziert und bleibt vor den Kindern stehen.

Gleich macht der streitsüchtige Peterle ein trutzig Gesicht und faßt seine Peitsche fester. Das bescheidene Wiggele aber weiß nicht wo hingucken und sich retten vor den scharfen Brillengläseraugen, so beschaut es gar ängstlich und schüchtern seinen Tanzknopf.

„Das Wiggele g'hört unser,“ sagt jetzt der Peterle kampflustig, „und mir geben's nit her!“

„Sieh einer an, was du schlau bist, Bübchen, kannst wahrhaftig Gedanken lesen,“ sagt der alte Herr. „So, das kleine Mädchen heißt Wiggele, na, du kleines Wiggele, schau mich mal an.“

Langsam und schwer, man denkt, es ist eine ganze Arbeit, hebt das Wiggele die langen Wimpern von den Augen und schaut schüchtern fragend das alte Herrlein an. „Du kleines Wiggele, möchtest du wohl mal ein Engeldchen werden?“

Nun staunt das Wiggele erst den Fremden mit großen Augen an, dann lächelt es ein ganz klein bißchen und nickt lebhaft; dann macht es ein trauriges Mäulchen und meint: „Aber Mutter sagt, damit wär' sie gar nicht einverstanden.“

„Da will ich selbst die Mutter fragen,“ antwortete das alte Herrlein und drückt auch gleich auf die Hausschelle. Da kommt die Mutter, und das Wiggele spielt die Ohren, was sie wohl sagen wird, und wißt ihr, was sie sagte, sie sagte, das sei eine große Ehre für das kleine Wiggele, von solch einem berühmten Meister gemalt zu werden.

Andern Tages geht die Mutter selbst mit dem Wiggele, das ein kleiner Engel werden soll, zu dem Meister. Wiggele bekommt ein langes, weißes Kleidchen und zwei weiße Flügel und ist nun ein Modellengelchen. Da muß es lange Stunden still und unbeweglich stehen, manchmal darf es das Lied singen:

„Wenn ich ein Englein wär',
Bleiblich in Himmelsweß,
Ach, wie so sehr!“

Und wenn es das recht innig und fromm singt, dann malt und strichelt und schafft der Meister eifriger, und auf einmal steht da ein gar lieblich Englein auf der Leinwand. Auf die große Leinwand des Meisters ist ein schlafend Städtchen gemalt, und der gute, alte Nachtwächter des Städtchens ist auf der altmodischen Treppe eines Häuschens auch eingeschlafen. Nun

geht für ihn mit seinem Wächterspeer und seiner Wächterlaterne ein liebliches Englein durch die stille Straße des schlafenden Städtchens. „Gute Nacht“ steht unter dem Bild.

Als das Bild fertig, da war es auch fertig mit dem Engeldchen sein, Wiggele mußte die Flügel und das weiße Kleidchen hergeben und war nun immer und zu jeder Stunde ein gewöhnliches, kleines Schulmädchen wie andere auch, nur manchmal kam in das kleine Schulmädchenherz die Sehnsucht, wieder ein Englein zu werden.

Am Weihnachtsfest kam ein Brief vom alten Meister, das Wiggele müßt' noch einmal ein Engeldchen sein. Wie nun das bereitwillige Wiggele fröhlich ankommt, steht da ein geputztes Weihnachtsbäumchen, und das alte Herrlein läuft immer darum herum und hat so verschmitzte, glitzrige, gute Augen, daß man nicht weiß, ob er weinen oder lachen will.

„Hier hast du deine Flügel, hier dein Kleidchen, nun mache fix Engeldtoilette; heute sollst du ein richtiges, gutes Engeldchen sein,“ sagt der alte Herr. „Weißt du, mein Nachtwächter, der wohnt doch hier im selben Haus in einem Dachstübchen mit einem kleinen Knirps, seinem Enkelbuben. Und wenn nun der Großvater Nachtwächter mit Laterne, Horn und Wächterspeer zum Nachtwachen geht, dann steckt er den kleinen Knirps vorher ins Bett und dreht den Schlüssel im Schloß herum und zieht ihn ab, und heute auch so. Ja, Nachtwächter, hab' ich gesagt, heute ist doch nicht Montag, heute ist Christnacht, wie kann man da kleine Duben einschließen, da kann ja kein Christkindchen zu ihnen. „Schnicksnack und Papperlapapp,“ sagt da der alte Nachtwächter, „zu uns kommt kein Christkindchen.“

„Na, ich hab's ihm aber gesagt, ich hätte nicht gedacht, daß man in seinen Jahren noch so töricht daherreden könnte, als ob auf der weiten Welt ein Mensch sagen könn': „Zu mir kommt kein Christkind,“ als ob ein Mensch vor dem Christkind sicher wär'; als ob das Christkind nicht gerade oft zu allererst zu denen geht, die da meinen: „Zu mir kommt es ganz sicher nicht.“ Na, auf alle Fälle habe ich mir mal den Schlüssel zu dem kleinen Jungen geben lassen, und richtig, als das Christkind oben

vergebens geklopft, hat es die Sachen bei mir abgegeben. Nun aber flink, Engeltchen, ich helf' dir alles bis vor die Türe tragen, dann schließ' ich dir auf, dann bring dem kleinen Bub, was Christkind ihm zugebracht hat."

Wie das arme, einsame Bübchen in der Dachstube die Augen aufreißt, als da ein wahrhaftiges Engeltchen zu ihm kommt! Er sieht es ganz deutlich, das Nachtlicht erhellt ja das ganze Stübchen.

„Engel, kommst doch? Christkindchen, kommst zu mir? Oh, was wird der Großvater sagen! Wenn die Glocken läuten, kommt er heim.“

„Danke, danke, liebes Engeltchen,“ ruft das Bübchen noch mal laut dem Engeltchen nach, als der alte Meister draußen wieder die Türe abschließt.

Als nun das Wiggele an des guten Meisters Hand im dicken Pelzmäntelchen und Pelzkäppchen vergnügt nach Hause zur eigenen Bescherung geht, ist es auf einmal, als habe ihm jemand gesagt: „Guck, Wiggele, auf diese Art könntest du ein gutes Engeltchen werden — auch ohne Flügel und ohne weißes Kleidchen.“

Das Wiggele reißt nun einen Freudenhups an den andern, denn jetzt will es ein Engeltchen werden auch ohne weißes Kleid und Flügel, ein ganz geheimes, das den Freudelosen Freude bringt.

Der Ehrenrock.

Der Bub hört auf den Namen „Leopoldle“, d. h. zeitweise, oft auch nicht. Er ist dick und rund wie viele „Biarwele“ im badischen Ländle und hat Herz und Kopf voll Wünsche und Verlangen, wie es junge Menschenkinder haben und manchmal alte noch. Der Vater ist Soldat in einer fremden Stadt und zwar Leutnantsbursche. So lebt der Bub jetzt allein mit seiner Mutter, die eine tapfere Soldatenfrau ist, tapfer ihre Armut trägt und tapfer dagegen kämpft. — Eines Tages kam ein Brief aus Mutters Heimat. Die alte Was schrieb: „Wir können eine Arbeitskraft brauchen über den Sommer und du kannst dir dein Brot sparen, also komm.“

So ging es freudig und ohne Bedenken zur Was in Mutters Heimatstädtchen. Der Bub bekam ein feines „Herreanzügle“ gekauft und durfte zum erstenmal reisen. Zum Vatterle durfte er auf der Durchreise. Der Bub hatte ein „Pläsier“ am Vatterle im Soldatenrock und der am „Biarwele“ im Herreanzügle. Er stellte ihn auch seinem Herrn Leutnant vor.

Da steht er, das „Dunderwettersbiarwele“, stramm und kerzengerade wie einer von der Stammanschaft — „Hände an der Hofenmaht, Kinn an der Binde!“

Auf dem braunen Gesicht des Leutnants steht der helle Späß an Seiner Majestät jüngstem Rekruten. Lange sucht er in den Taschen. Endlich sagt er und bemüht sich in der Muttersprache des kleinen Rekruten zu reden: „Bübele, schau her — wer ist denn das?“ Damit streckt er dem Bub ein helles Zweimarkstück hin. „Wer ist das darauf?“

„Ha“, sagt der und lacht, „sell is der Landsvatter!“

„Brav! Er soll auch deine Belohnung sein.“ Damit drückt er dem Bübele das Geldstück ins berbe Fäustchen. „Da, sag': ‚Vergelt's Gott tausendmal, Herr Leutnant!‘ und dann kehrt, marsch, marsch!“

Der Bub ist mit dem ersten verdienten Geld, denn verdient hat er es, zum Vatterle gelaufen. Am selben Abend ist die Mutter mit ihm abgereist zu all den Vettern und Wasen ins eskässer Städtchen, wo die Soldatenfrau zu Hause war.

So reich das Leopoldle an alten Dufeln, Tanten und Wasen ist, so arm sind die. Sie haben nur das eine Kind in der Verwandtschaft. Drum ging es dem gar gut in seiner Mutter Heimat. All die Liebe, die vertrocknet und verstaubt schon viele Jahre in den alten Herzen gelegen, umfaßte nun dies eine Kind. Die älteste Was streicht mit der verarbeiteten schwieligen Hand dem Bub gern über die Haare. „Die Vöckle an den Schläfen, die hat er von mir.“ Die andere alte Was, die noch so gerne singt, meint: „Sein frohes Kinderlgemüt hat er von mir — und so oft der Dunkel den Bub anschaut, sagt er: ‚Ein strammer Kerle! So muß ich mal einer gewesen sein!‘“

Der Bub hat auch wohlhabende Verwandte. Das ist die „Frau Tant“ und der „Herr Onkel“ im Krämerladen.

Da ist er jeden Sonntag zu Gaste, und wenn das eine ihm noch ein Stückchen Fleisch hinlegt, dann löffelt das andere ihm noch was Süßes auf den Teller. Wenn die Frau Tant ihm die Serviette fester knüpft, dann schiebt der Herr Onkel ihn bequemer an den Tisch und unbemerkt ein klein wenig näher zu sich, und über das Kind hinweg treffen sich die vier alten Augen und sagen zueinander: „Ist er nicht grad wie unser Büble war?“

So ging's dem Bub in seiner Mutter Heimat; aber die schöne Zeit nahm ein Ende. Schon schrieb's Watterle aus dem Manöver: „Im September komme ich heim! Dann wird der Soldatenrock ausgezogen, er hat ausgedient. Ich mach' mir schon Sorgen um einen neuen. Es ist eine große Ausgabe, denn wir gehören nicht zu den Reichen.“

Ja, das war freilich richtig und wußte die Mutter am Ende noch besser als 's Watterle, wenigstens konnt's Watterle heiteren Gemütes das zeitweil' vergessen, die Mutter aber nie. Der Bub sah es der Mutter immer an den Augen ab, wenn sie Kummer hatte, und dann trat auch in sein junges Leben die Sorge.

„Gott hat so weit geholfen, er wird auch weiter helfen. Der Helfer war noch immer größer als unsere Not!“ so antwortete die tapfere Soldatenfrau. Dann wurde Abschied genommen von allen Vettern und Basen. Das Leopoldle stand da, reisefertig im Herrenanzügle und drückte das irdene „Sparhäsele“ mit seinen zwei Mark fest ans Herz.

„Das ist doch sein größter Schatz,“ sagte die Bas, die ihm mit den alten Arbeits Händen so gerne die weichen Haare streicht, und wirft ihm einen Silbergrofchen ins Sparhäsele — die andere alte Bas tut's auch. Der „Herr Onkel“ aber beschenkt ihn noch reicher als der Leutnant. Er macht ihm einen blanken Taler zum Präsent.

Nun hat der Bub soviel, daß es bald nicht mehr ins kleine, irdene Sparschweinchchen geht und das Zählen ihm Mühe und Kopfzerbrechen macht.

„Ich weiß nicht, was für ein Geist in unser Leopoldle gefahren ist,“ schrieb die Soldatenfrau ihrem Mann ins Manöver, „er muß was ganz besonders im Sinn haben. Er spart jeden Pfennig in einem irdenen Schweinchchen. Ich mein', dem Herrn Leutnant sein schönes Silberstück hat es gemacht, und er wird gewiß noch mal ein großer Kaufmann und Finanzier wie sein Herr Onkel. Oft zählt er sein Geld und rechnet und sinniert, — was mag er nur im Kopf haben?“

* * *

Das Manöver war zu Ende, „'s Watterle“ ist heimgekommen und hat den Soldatenrock ausgezogen. Am zweiten Tag nahm er die Feder zur Hand, nahm einen schönen Briefbogen und schrieb seinem Herrn Leutnant:

„Lieber Herr Leutnant!

Mir geht es gut und ich hoffe es auch von Ihnen. Mein Bub spielt nun Soldat! Ich lern's ihn, und er kann schon viel. Meine Mühe hab' ich ihm zum Präsent gemacht. Jetzt kommt er als Rekrut in die Schule und, will's Gott, später einmal zum Herrn Leutnant, weil's der Wunsch von seinem Vatter wär.

Es grüßt höflichst

Leopold Schmiedemann.

P.S. Nun hab' ich es vergessen, nämlich daß mir mein Sohn ein schönes Präsent gemacht hat. Von all seinem zusammengesparten Geld einen Rock wie den schönen Zuvierrock, den die gnüge Frau Mutter den Herrn Leutnant geschenkt haben und den ich im Winter abends immer bei den Ofen hängen muß, in das kleine Zimmer. Er hat auch kariertes Futter und war eine groß Freude für mich.

Ich kann das nicht so recht sagen, aber ich mein, ich darf stolz sein, wenn ich diesen Rock trage, — ich mein', er ist mein Ehrenrock.“

Das Schlachtfest.

Im Walde läuft ein Eichhörnchen über den Weg, sitzt eine Wildtaube auf dürrem Ast und ruft: „Nukedigu!“, sonst ist es still.

Ein weißes Wölkchen zieht am Himmel und schaut freundlich auf die Erde, ein buntemaltes Bildstöckle*) steht am Wege, und ein Felsblock liegt da. Er hat ein weißes Raubreifkränzchen um das Sprüchlein, das er in die Stille predigt:

„Und kommst an einen Kreuzweg du,
Und weißt nicht recht, wie's weitergeht,
So frage dein Gewissen nur,
Das sagt dir schon, wie's mit dir steht!“

Ein mageres Bublein kommt des Weges, studiert und buchstabiert und schüttelt den Kopf. Er kann das Sprüchlein nicht verstehen. Er seufzt ein bißchen und spannt die dünnen Finger über Magen und Herz.

Unten im Dorf aber ist ein großes Fest. Weit hin sieht man den Schornstein von der Dorfwirtschaft rauchen, denn in der Küche steht die dicke Nebstochwirtin mit glühenden Backen am glühenden Herd und kocht, und bratet und hantiert, daß es eine Art hat. Schlachtfest ist, großes, großes Schlachtfest für's ganze Jahr, mit Mehlsuppe und vielen, vielen Würsten. Das ist ein Schlaraffenlandtag, durch den sich die Dörfler durchfressen.

So schaut's im Dorfe aus, und da oben steht einer im Wald, der zu ihnen gehört und muß die Hände auf Herz und Magen drücken — ach Gott! Da drinn tut's weh vor Hunger — und die andern haben Schlachtfest — Würstle, warme und kalte, Blut- und Leber- und Bratwürstle, Würstle ohne Zahl, und müssen sich durchfressen.

Aus dem Tragkorb, den der Bub auf dem Rücken trägt, duftet's durch die Weiden. — „Also, Buble, paß gut auf, sechs Blut- und sechs Leberwürstle und nochmal sechs Bratwürstle, also drei halbe Duzend Würst' zähl ich dir in deinen Korb hinein. — So, nun gehst du zum Schlossherrn

*) Hellsagenbild.

und bestellst ein schönes Rumpelment von der Nebstochwirtin und sie läßt eine g'segnete Mahlzeit wünschen! — so sagt,“ hat die Nebstochwirtin, die dicke, runde, ihm aufgetragen. Sie hat den Zeigefinger erhoben, den dicken, runden und gedroht: „Buble, Buble, drei halbe Duzend Würst und beileibe nicht rühran. Buble, Buble, schau, mit Schuh und Strümpf läufst in die Höll' ob deiner Sünd!“

Das Buble seufzt. Die Welt sieht er voll Bratwürstchen für andere und sich, er seufzt wieder, ach, sich sieht er eigentlich schon mit Schuh und Strümpf auf der Höllenfahrt.

Der Wald liegt still, kein Mensch weit und breit, durch die Korbweiden duftet's, dem Buble wird's so sehnsuchtsvoll!

„Drei halbe Duzend Würstle soll ich tragen von Leut zu Leut, die alle Tage genug gutes essen — und ich — soll ich denn nichts haben?“ denkt er traurig, die Hände über Herz und Magen gefaltet. „Ein Würstle möcht ich, ein einziges Würstle,“ sagt er bittend in die stille Welt und nichts widerspricht ihm. Nur das Sprüchlein am Stein im weißen Raubreifkränzchen predigt, aber's Buble versteht es ja nicht.

Der Bub schaut sich um, niemand kann es sehen, nie wird es herauskommen. Schon hält er ein Würstle in der Hand, ein schwarzes ist es, ein Blutwürstel — er lacht es an. „Du liebes Würstel, gutes, willst zu mir?“ fragt er gerührt. Erst gibt er ihm ein heimliches Küßchen — dann beißt er hinein. — Ach, alles hat ein Ende und die Wurst hat zwei, und mit wie wenig Bissen ist das zweite Ende schon da! Der Sünder legt die Hände über Herz und Magen: „Liebes Würstle, warum warst so klein?“ fragt er wehmütig. Das war eine Blutwurst, nun würde es ihn doch wundern, meint der Bub in seinem Sinn, ob die helle, die Leberwurst, auch so gut, oder welche eigentlich die vürnehmste sei.

Nun kommt eine helle daran, der Bub beißt zu — ach, wie gut auch die! Man kann sagen, eine ist besser als die andere, aber beide zu klein. Ach, wie schnell ist auch von der zweiten Wurst das zweite Ende da — aber nun wird weiter marschiert und nicht mehr rühren!

Das weiße Wölkchen schaut vom Himmel nieder so lieb und freundlich, als ob es kein Unrecht gesehen. Keiner kann die Sünd verraten, keiner hat es gesehen!

Es will schon Abend werden, als das Büble heimzu geht. Der Schloßherr hat sich gar nicht sehen lassen, nur die mürrische Köchin. Einen „schönen Dank“ hat sie bestellt. Das dünkt dem Boten wenig. Aber die Köchin kann ja nichts dafür, daß da ein hungriges Büble von einem Butter- oder Schleckselbrot geträumt hat.

Nun zieht der Bub heim. Das weiße Wölkchen ist wieder da, gerade als ob es auf ihn gewartet und zieht desselben Weges. Bald nähert sich der Bub der Heimat.

Schon sieht er den Schornstein vom Dorfwirtshaus rauchen und ihm wird's schwer um's Herz ob seiner Sünde. Ihm ist, als könnte sie eine große Gestalt annehmen und ihm aus dem Walde nachlaufen. Er macht lange Schritte und mit einem gewaltigen Satz nimmt er den letzten Abhang und — da liegt er! Er versucht sich zu bewegen, aber es schmerzt schrecklich. Sein Laternchen liegt am Verlöbchen im Straßengraben, und da kommt auch schon etwas vom Walde her den dämmerigen Weg, groß und schwer. Der Bub schließt die Augen und bebt. Ach, es wird die Sünde sein, die große Sünde aus dem Walde. Sie wird die schwarze Hand nach ihm ausstrecken und sagen: „— mit Schuh und Strümpf kommst in die Höl!“

Der des Weges kommt, holt das glimmende Laternchen aus dem Graben, und wie er's höher schraubt und hoch hält und um sich schaut, beginnt er allfogleich laut und herzlich zu lachen.

„Schau einer, unser Gemeindebüble! Ja Strolche, Niznuhle, was hast denn wieder angestellt?“ ruft er aus. „Kannst nit gehen — komm ich trag dich!“ So ladet der brave Mann sich das leichte Strolche auf den breiten Rücken — das Laternchen hoch, so ziehen sie fürbaß. Das Gemeindebüble wird dann im Versorgungshaus, wo es daheim ist, abgegeben.

Nun liegt es in seinem Bett unter dem Bilde eines Reiters, der den

halben Mantel verschenkt. Der Doktor ist gerade im Haus und wird zum verunglückten Gemeindebüble gerufen.

„Na, Niznuh,“ sagt der Herr Doktor gemüthlich, „nun erzähl mal, warum du auf's Näschen gefallen. Erzähl mir schön der Reihe nach, was du heute mittag alles getrieben und was alles passiert ist.“ — Der Bub, das begreift jeder, mag nichts erzählen und verhält sich stumm wie das Grab. Da nimmt ihn der Doktor beim Ohr und zupft ihn gehörig. Er zwinkert schlau mit den Augen: „Gut, wenn du nicht antworten kannst,“ sagt er, „dann werde ich mit meinem neuen Röntgenapparat einfach den ganzen Niznuh durchschauen, ihn mit X-Strahlen durchleuchten, da bleibt ja nichts verborgen.“

Jetzt, ihr könnt mir's glauben, wird's dem Büble einfach himmelangst. — Nun soll die Sünd' doch rauskommen! — Kein Mensch hat hingesehen, niemand kommt es verraten — und nun sollts doch herauskommen!

„Alles, alles sieht mer?“ schreit er aufgeregt, „o jegerl, nur das nit!“ Der Bub ächzt. Gebrochen und vernichtet, ergeben in sein Schicksal streckt er sich lang aus. Er denkt: „Wenn man alles genau sieht, die Sünd' im Herzen und die Würstle im Magen, dann will ich's lieber gleich sagen.“

Er wendet sich gegen die Wand, verdeckt sein Gesicht mit dem Arm und beginnt von seinem Botengang für die Nebstochwirtin zu erzählen.

Den Doktor erbarmt der arme Hungerleider, den man ausgefucht als Freudenbringer für andere.

„Der Nebstochwirtin verrate ich nichts von der Sünde,“ sagt der Doktor milde, „aber die Hand mußt du mir darauf geben, daß du nie mehr fremdes Gut berührst.“

Der Niznuh verspricht es von ganzem Herzen gern und gibt die Hand darauf. „Ich glaube und vertraue dir,“ sagt der Doktor, „nun schlafe den Schrecken aus, es fehlt dir nichts, morgen ist alles wieder gut.“ Der gute Doktor rückt das Nachtlämpchen noch so, daß der Bub im Schatten liegt. Dann geht dem Niznuh sein bester Freund und sorgt weiter für ihn. Er will der geizigen Nebstochwirtin — ohne was zu verraten — vom allerärmsten,

dem Gemeindebüble sprechen — ob ihr dann nicht das Gewissen schlägt und auch ein bißchen das Herz für den Armen und ob sie nicht schließlich doch denkt: Almosen geben armet nicht. Er will es ihr recht sagen.

Der Bub liegt still. Das Öllämpchen brennt ruhig vor sich hin, manchmal blafft es auf. Mizumble schaut auf den guten Reitersmann über seinem Bett und langsam schläft er ein. Er beginnt vom höllischen Feuer zu träumen. Sei, wie flinke Teufelchen mit lustigen, schwarzen Ringelschwänzchen das rote Feuer schüren. Die dicke, runde Nebstochwirtin steht da und hält eine Pfanne mit Bratwürstchen über's höllische Feuer — viele, schöne, leckere Bratwürstchen. Aber ein großer Teufel mit weißen grinsenden Zähnen steht dabei, hebt den langen Zeigefinger und droht — „mit rühr an, beileibe nit rühr an, käufst mit Schuh und Strümpf in die Höll!“ — Die kleinen Teufelchen fassen sich an den lustigen Ringelschwänzchen und tanzen einen wilden Ringelreihen ums Feuer und die dicke Wirtin und singen dazu:

„Getzig, gezig, gezig ist die Frau!
Und wenn die Frau nit gezig wär,
Dann gäb sie von den Würstchen her!
Getzig, gezig, gezig ist die Frau!“

Die Nebstochwirtin weint dicke Tränen ins höllische Feuer. „Laßt mich doch heim!“ schluchzt sie, „morgen bring ich dem hungrigen Gemeindebüble Blut- und Leber- und Bratwürst — ganz gewiß, ganz gewiß!“ so beteuert sie unter Schluchzen und Weinen.

Dem Bub tut das Herz weh um die arme Nebstochwirtin. „Ach, laßt sie doch heim!“ jammert das gute Büblein im Schlaf. Andern Tages aber — was glaubt ihr wohl — da kam die Nebstochwirtin mit einer Schüssel voll Blut- und Leberwürsten ins Armenhaus und hat bestellt, „'s Gemeindebüble soll seine Hausgenossen dazu einladen“ und „ein schönes Kumpement an alle und gesegnete Mahlzeit!“

Das war ein Fest! Denen im Armenhaus schmeckte es besser als dem König sein Krönungsmahl, und der Held des Tages war das Gemeindebüble.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Das Männlein im Walde	5
Eine Schulfrauen-Geschichte	10
's Rätterle vom Schwarzwald	15
Wie der Frikle auf die Wanderschaft ging	26
Die kleine Magd	33
Die schönste Weihnachtspuppe	39
Der schwarze Mann	45
Schneewittchen	49
Sankt Nikolaus	56
Lieb Vaterland, magst ruhig sein!	58
Der Franzel vom Kasernenhof	64
Der Geburtstagskuchen	67
Der Jubeltaler	70
Die zwei Häuschen am Wege	73
Eine Geschichte aus der Puppenstube	78
Vom Talkirchle	82
Das leidmüthige Frikle	85
Der Denktettel	91
Malchen Huppinskrut	96
Der Fallschirm	102
Aus Mutter Müllers Kramladen	106
„Tipp, tipp“	109
Das Modellengelchen	115
Der Ehrenrod	118
Das Schlachtfest	122